



Zwischen zwei Welten? Erfolgreiche Integration von Afrikanern in Deutschland



Zwischen zwei Welten?

Erfolgreiche Integration von Afrikanern in Deutschland

www.deutsche-afrika-stiftung.de

www.kas.de

ISBN: 978 3 941342 05 7

Heigo Gell
2011



Konrad
Adenauer
Stiftung

Impressum

Herausgeber:

Deutsche Afrika Stiftung e.V., Ziegelstraße 30, 10117 Berlin
Konrad-Adenauer-Stiftung e.V., 10907 Berlin

Verantwortlich (V.i.S.d.P.):

Dr. Gerhard Wahlers, KAS e.V.,
Jürgen Langen, Elmar Frank, DAS e.V.

Redaktion:

Dr. Hardy Ostry, Henning Suhr, Melanie Pfab
Konrad-Adenauer-Stiftung e.V.;
Maria Kind, Dag Zimen

Idee und Konzeption:

Maria Kind, Jürgen Langen

Gestaltung Innenteil:

Maria Kind

Cover-Gestaltung:

Helga Troll

Helga Troll wurde 1951 in Rheine/Westfalen geboren. Nach dem Studium der Pädagogik mit dem Schwerpunkt Kunst/Kunsterziehung in Bonn, zieht es Helga Troll 1975 nach Estado São Paulo in Brasilien, 1981 kehrt sie nach St. Augustin bei Bonn zurück. Sie stellte unter anderem in Berlin, Amsterdam, Köln, Bonn und São Paulo aus. Ihre Kunst sind naiv-realistische Bilder, die sie mit Öl auf Holz oder Leinwand malt. (www.helga-troll.de)

Autoren:

Dr. Asfa-Wossen Prinz Asserate, Dr. Rolf Benndorf, Thomas Kufen,
Maria Kind, Jan Kupp, Hendrik Lehmann, Anika Nossack, Svenja Schindewig,
Anja Schorr, Stefanie Ullmann

Printed in Germany.

Das Werk ist in allen seinen Teilen urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung der Konrad-Adenauer-Stiftung e.V. und der Deutschen Afrika Stiftung e.V. unzulässig. Das gilt insbesondere für Verfielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeisung in und Verarbeitung durch elektronische Systeme.

Namentlich gekennzeichnete Beiträge entsprechen nicht in jedem Fall der Meinung der Herausgeber.

Berlin 2012

ISBN: 978 3 941342 05 7



afrikapost
www.afrika-post.de



Deutsche Afrika Stiftung e.V.

Schriftenreihe, Heft 83

Zwischen zwei Welten?

Erfolgreiche Integration

von Afrikanern in Deutschland

Berlin 2012

ISBN: 978 3 941342 05 7



Hartwig Fischer MdB
Präsident der Deutschen Afrika Stiftung e.V.
© Hartwig Fischer

Liebe Leserinnen und Leser,

Integration gehört zu den zentralen und besonders kontrovers debattierten gesellschaftlichen Themen unserer Zeit. Erstaunlicher Weise konzentriert sich die Diskussion, besonders in ihren polemischen Spitzen,

„Migrantinnen und Migranten aus Afrika scheinen nur insofern in unser Blickfeld zu geraten, wenn sie an Europas Stränden buchstäblich angeschwemmt werden.“

hierzulande jedoch fast ausschließlich auf Fragen der Integration von Menschen mit Migrationshintergrund aus dem muslimischen Vorderasien und dem arabischen Raum. Migrantinnen und Migranten aus dem subsaharischen Raum hingegen scheinen nur insofern in unser Blickfeld zu geraten, wenn sie an Europas Stränden buchstäblich angeschwemmt werden. Ob und wie die Integration derer gelingt, die tatsächlich nach Deutschland kamen und sich hier niederließen, wurde bislang noch nicht näher untersucht.

In dieser Publikation aus der *DAS Schriftenreihe* möchten wir die Integrationserfahrungen von Menschen mit afrikanischem Hintergrund beleuchten. Unsere Autorinnen und Autoren erzählen die Geschichten von Ärztinnen und Busfahrern, Künstlerinnen und Fitnesstrainern, Verbindungsstudenten und Kommunalpolitikerinnen: Unterschiedliche Lebens-, Migrations- und Integrationswege, die alle auf ihre Art und Weise erfolgreich waren. Was ist das spezifisch „afrikanische“ an diesen Erfahrungen?

Was ist für diese Mitbürgerinnen und Mitbürger spezifisch „deutsch“? Wie definieren sie ihre Identität „zwischen zwei Welten“? Wie funktioniert Integration im alltäglichen Leben? Und wo liegen die Hürden?

Es ist wichtig, dass wir den Dialog über Integration ganz konkret anhand von tatsächlichen Erfahrungen von Menschen führen. Nur so können wir verhindern, dass die Integrationsdebatte von denjenigen mit den vereinfachenden Schlagworten und den ideologischen (Vor-)Urteilen okkupiert wird.

Wir als *Deutsche Afrika Stiftung e.V.* setzen uns seit über 30 Jahren dafür ein, dass die Beziehungen zu den Menschen in unseren afrikanischen Partnerländern mit Respekt und einem Dialog auf Augenhöhe gefüllt werden. Daher ist es uns auch ein großes Anliegen, dass wir den afrikanischen Stimmen zuhören, anstatt nur über sie zu sprechen. Ich hoffe sehr, dass es uns mit dem vorliegenden Buch gelungen ist, einigen afrikanischen Stimmen, die längst auch zu deutschen geworden sind, Gehör zu verschaffen, und damit zu einer ehrlicheren und konstruktiveren Integrationsdebatte beizutragen. Einer Debatte, die differenziert und die Chancen in den Mittelpunkt stellt.

„Wir als Deutsche Afrika Stiftung e.V. setzen uns seit über 30 Jahren dafür ein, dass die Beziehungen zu den Menschen in unseren afrikanischen Partnerländern mit Respekt und einem Dialog auf Augenhöhe gefüllt werden.“

Ganz herzlich bedanken möchte ich mich an dieser Stelle bei der *Konrad-Adenauer-Stiftung*, die zusammen mit uns diese Publikation erarbeitet hat. Gemeinsam haben wir das Anliegen, konstruktiv und partnerschaftlich über zentrale gesellschaftliche Themen wie die Integrationspolitik zu diskutieren.

„Ich hab's geschafft“, freut sich einer der Protagonisten in diesem Buch. Daraus sprechen Stolz auf Erreichtes und Optimismus in Hinblick auf eine Gesellschaft, von der wir gemeinsam in Anlehnung an den berühmten Satz von Bundespräsident a.D. Christian Wulff sagen können: Afrika gehört zu Deutschland!

Ich wünsche Ihnen viel Vergnügen bei der Lektüre.

Herzlich Ihr

Hartwig Fischer MdB



Dr. Hans-Gert Pötering MdEP
 Vorsitzender der Konrad-Adenauer-Stiftung
 Präsident des Europäischen Parlaments a.D.
 © KAS

Liebe Leserinnen und Leser,

die Entwicklungen in Nordafrika, der Kampf der Bevölkerung für Freiheit und Demokratie hat uns noch deutlicher vor Augen geführt, wie nah uns der afrikanische Kontinent ist. Dieses Freiheitsbestreben vieler nordafrikanischer Länder geht einher mit einer großen Zahl von Flüchtlingen, die versuchen, das Mittelmeer zu überqueren, wie in den letzten Monaten in den Schlagzeilen der Medien berichtet wurde. Leider sind diese Bootsflüchtlinge oftmals das einzige Bild, das viele Deutsche mit afrikanischen Migranten assoziieren. Über die Integration afrikanischer Zuwanderer in Deutschland wird kaum berichtet oder diskutiert. Die Menschen, die vom afrikanischen Kontinent aus den unterschiedlichsten Gründen nach Deutschland kommen – zum Studieren, zum Arbeiten oder um eine Ausbildung zu erhalten – sind bisher selten in der Integrationsdebatte zu Wort gekommen.

„Über die Integration afrikanischer Migranten in Deutschland wird kaum berichtet oder diskutiert.“

Dabei ist es sehr wichtig, die unterschiedlichen Aspekte der Migranten in Deutschland zu erörtern, um die oft verkürzte, nicht selten negative Berichterstattung durch ein differenziertes Bild zu ergänzen. Die Wahrnehmung entspricht oft nicht der Wirklichkeit, deshalb ist weitere Aufklärung in diesem Bereich notwendig, denn das Thema Integration ist in Zeiten der Globalisierung eine der größten Herausforderungen für unsere Gesell-

schaft. Nur wenn wir Integration erfolgreich gestalten, wird es uns gelingen, den Zusammenhalt unserer Gesellschaft zu bewahren. Erfolgreiche Integration ist Voraussetzung für die Sicherung des sozialen Friedens und des Wohlstands in unserem Land. Der Integration von Zuwanderern wurde in unserem Land lange Zeit nicht die nötige Aufmerksamkeit geschenkt. Als größtes Land im Herzen Europas hat sich Deutschland zu einem Einwanderungsland gewandelt. Mittlerweile besitzt jeder fünfte Einwohner Deutschlands einen Migrationshintergrund, daher brauchen wir gemeinsame Lösungen für Migration und Integration. Dabei ist Integration stets als politische und gesellschaftliche Querschnittsaufgabe zu betrachten.

Bislang gab und gibt es noch immer zu viel „Nebeneinander“ und zu wenig „Miteinander“, bezogen sowohl auf die politische Ebene und die verschiedenen Akteure der Integrationspolitik als auch auf die unmittelbar betroffenen Menschen. Es ist wichtig, mit den Menschen zu reden, anstatt über sie. Dabei dürfen wir nicht vergessen, welche Chancen eine vielfältige Gesellschaft mit sich bringt. Wir leben in und von dieser Vielfalt, denn sie bedeutet kultureller Reichtum und ebenso eine Chance für den demographischen Wandel. Genau aus diesem Grund haben wir, als die aufnehmende Gesellschaft, ein großes Interesse am Gelingen der Integration. Aber ein mindestens genauso großes Interesse haben die nach Deutschland Zugewanderten. Dieses Buch ist ein gutes Zeugnis für genau die Menschen, die dieses Interesse praktisch umsetzen. Es gibt einen kleinen Einblick in das Leben von Mitbürgern afrikanischer Herkunft und zeigt ihre persönlichen Ansichten zum Thema Integration.

„Bislang gab und gibt es noch immer zu viel ‚Nebeneinander‘ und zu wenig ‚Miteinander‘.“

Für die *Konrad-Adenauer-Stiftung* sind Fragen der Integrationspolitik eines der zentralen Themen ihrer vielfältigen Arbeit. Wir sehen unseren Beitrag zu einem erfolgreichen Gelingen der Integration in Deutschland darin, gemeinsam mit anderen Akteuren Wege zu ihrer Bewältigung zu diskutieren und die Gesellschaft für das Thema zu sensibilisieren. Die *Konrad-Adenauer-Stiftung* sucht hier vor allem Kontakt zu den jungen Menschen in Deutschland, um gemeinsam aus Ideen Konzepte zu entwickeln und bietet ein breites Bildungsangebot besonders für junge Migranten an. Neben einer kritischen Debatte ist es aber auch wichtig, Erfolge und Beispiele gelungener Integration aufzuzeigen. Mit diesem Buch möchten wir einen Beitrag dazu leisten.


 Dr. Hans-Gert Pötering MdEP

Dr. Rolf Benndorf Zur Integration von Migrantinnen und Migranten subsaharischer Nationalität in Deutschland	9
Thomas Kufen Zusammenhänge von Integration und Entwicklung	20
Porträt: Narcisse Djakam Eine Lebensentscheidung	28
Porträt: Nafiou Djibril Eine rheinländische Frohnatur	36
Porträt: Simon Mougimben Integration ist Willenssache	44
Porträt: Dr. Sylvie Nantcha Miteinander leben, voneinander lernen	52
Porträt: Elombo Bolayela „Ich mache mit! – Du auch?!“	60
Porträt: Stefanie-Lahya Fukongo Von der Kunst keine Heimat zu haben	70
Porträt: Christian Fahé Ein Bundesbruder in Weiß	80

Porträt: Divine Dennis „Ich hab's geschafft!“	88
Porträt: Ingrid Mwangi Unterschiede akzeptieren, Gemeinsamkeiten entdecken	94
Porträt: Emmanuel Kileo „Man sieht, was man glaubt!“	102
Porträt: Dr. Eltayeb Mohamed Wenn es der Sache dient	110
Porträt: Oumy Sakho „Inzwischen bin ich selber so“	118
Porträt: Jean-Camille Yakéléba Als Exot gebucht	126
Nachwort: Dr. Asfa-Wossen Prinz Asserate „Es sind die Werte!“	134
Literaturempfehlungen	141



Feierliches Gelöbnis in Berlin im Juli 2007. Angetretene Soldaten des Wachbataillons. © Bundeswehr/Bienert

Zur Integration von Migrantinnen und Migranten subsaharischer Nationalität in Deutschland

Dass die schwarzafrikanische Bevölkerungsgruppe in Deutschland zur viertgrößten in Europa anwuchs, nahm ihren Anfang mit der kolonialen Expansionspolitik des Kaiserreiches Ende des 19. Jahrhunderts. Obgleich die deutsche Migrationspolitik von Beginn an darauf ausgerichtet war, potentielle Zuwanderer afrikanischer Nationalität an der Einwanderung zu hindern, stieg ihre Zahl, mit Unterbrechung während des Ersten Weltkriegs und der Nazi-Herrschaft, stetig. Insbesondere durch die Flucht- und Asylmigration Anfang der 1990er Jahren stieg die Zahl der in Deutschland lebenden Schwarzafrikanerinnen und -afrikaner deutlich. Mit der 1992 erfolgten Einschränkung des Individualgrundrechts auf Asyl nach der alten Fassung des Artikel 16 Grundgesetz sowie begleitender Gesetze, die fast alle legalen und gefahrlosen Zugangsmöglichkeiten für Flüchtlinge in die Bundesrepublik schlossen, endete der Anstieg. Seitdem gelang es bis 2007 immer weniger schwarzafrikanischen Flüchtlingen, Asyl in Deutschland zu beantragen.

Von Dr. Rolf Benndorf

Seit 2008 steigt die Zahl der jährlichen Asylerstanträge von Flüchtlingen subsaharischer Nationalität wieder, auf zuletzt 5.937. Neben den Flüchtlingen, die Asyl beantragen, wanderten in den letzten Jahren durchschnittlich 5.500 Schwarzafrikanerinnen und Schwarzafrikaner pro Jahr nach Deutschland ein. Bei den Einwanderern handelte es sich überwiegend um kamerunische Studienanfänger und Angehörige verschiedener afrikanischer Nationalitäten im Zuge der Familienzusammenführung. Aufgrund der restriktiver gewordenen

„Seit 2008 steigt die Zahl der jährlichen Asylerstanträge von Flüchtlingen subsaharischer Nationalität wieder, auf zuletzt 5.937.“

Regelungen gehen Schmid/Borchers allerdings davon aus, dass der Familiennachzug stagnieren oder weiter abnehmen wird.¹

2010 lebten 387.766 Afrikanerinnen und Afrikaner in Deutschland, von denen 57 Prozent subsaharischer Nationalität waren. Legt man diesen Anteil den Ergebnissen des Mikrozensus zugrunde, dann leben derzeit rund 277.000 Menschen mit subsaharischem Migrationshintergrund in Deutschland, von denen 81.500 in Deutschland geboren wurden.² Die größte schwarzafrikanische Diaspora in Deutschland bilden Ghanaer, Nigerianer, Kameruner, Togoer, Kongolesen/ehem. Zairer und Äthiopier. Inwieweit sich Migranten subsaharischer Nationalität undokumentiert in Deutschland aufhalten, lässt sich naturgemäß nicht bestimmen. Mit zuletzt 6.594 aufgegriffenen Personen subsaharischer Nationalität, die im Jahr 2010 unerlaubt nach Deutschland einreisen wollten oder sich hier aufhielten, dürfte sich ihre Gesamtzahl im Rahmen halten.³

Wann sind Migranten integriert?

Inwieweit sind Schwarzafrikanerinnen und Schwarzafrikaner in Deutschland integriert? Die Beantwortung dieser Frage setzt voraus, dass vorab klar ist, wann Migranten als erfolgreich integriert gelten und welche Leistungen die am Integrationsprozess Beteiligten zu erbringen haben.

Hierüber besteht jedoch in der Zivilgesellschaft, in der Politik und in der Wissenschaft kein Konsens. Da es hier um divergierende normative Vorstellungen geht, wie die Eingliederung der Zuwanderer wünschenswerterweise zu erfolgen hat⁴, wird dieser Diskurs, mit schwankender Intensität, dauerhaft geführt werden.

Folgt man der derzeitigen wissenschaftlichen Praxis, dann gelten Migranten als erfolgreich integriert, wenn es zwischen ihnen und sozialstrukturell ähnlich

„Folgt man der derzeitigen wissenschaftlichen Praxis, dann gelten Migranten als erfolgreich integriert, wenn es zwischen ihnen und sozialstrukturell ähnlich positionierten Einheimischen keinen erheblichen Unterschied mehr gibt.“

¹ Vgl. Susanne Schmid/Hevin Borchers, *Vor den Toren Europas? Das Potenzial der Migration aus Afrika*. Bundesamt für Migration, Nürnberg 2010, S. 168.

² Statistisches Bundesamt (StB), *Bevölkerung und Erwerbstätigkeit 2010 - Bevölkerung mit Migrationshintergrund*, Fachserie 1, Reihe 2.2., Wiesbaden 2011

³ Bundeskriminalamt (BKA): *Polizeiliche Kriminalstatistik 2010*. Bundesrepublik Deutschland, Wiesbaden 2011., Tab. 62

⁴ Oberndörfer, Dieter, *Integration der Ausländer in den demokratischen Verfassungsstaat: Ziele und Aufgaben*, in: Bade, Klaus J. (Hg.): *Integration und Illegalität in Deutschland*, Osnabrück 2001, Seite 11-29, hier: S. 11.

positionierten Einheimischen keinen erheblichen Unterschied mehr gibt.⁵

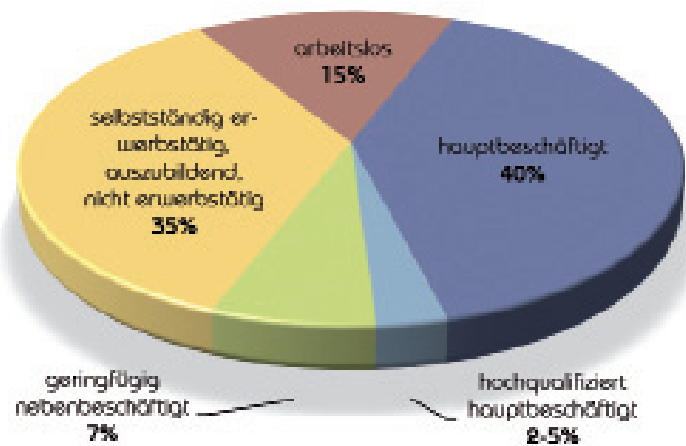
Mit der Lebenssituation von Schwarzafrikanern in Deutschland befasste sich die Migrationsforschung erst ab Mitte der 1990er Jahren. Die ersten größeren Integrationsstudien über nationale oder ethnisch definierte Migrantengruppen subsaharischer Herkunft entstanden dagegen erst zehn Jahre später.⁶ Später richtete sich der Fokus auf das entwicklungspolitische Potential einzelner nationaler Migrantengruppen.⁷ Die Studien basierten häufig auf eigenen Erhebungen, da bis 2005 nur wenige amtliche Daten vorlagen, die es erlaubten etwas über die Lebenssituation von Migranten einzelner subsaharischer Nationalität in Deutschland auszusagen. Mit dem Paradigmenwechsel in der Migrationspolitik unter der Rot-Grünen Bundesregierung verbesserte sich zwar die Datenlage, allerdings reicht sie nicht aus, um ein differenziertes und gleichzeitig umfassendes Bild über die Lebenssituation schwarzafrikanischer Migrantengruppen in zentralen Teilsystemen der Bundesrepublik zu zeichnen. So können beispielsweise weiterhin keine empirisch belastbaren Aussagen darüber getroffen werden, ob sich ein längerer Aufenthalt in der Bundesrepublik oder der Besitz der deutschen Staatsbürgerschaft positiv auf den beruflichen Aufstieg und die gesellschaftliche Anerkennung auswirken. Denn mit der Einbürgerung verliert sich die statistische Spur, da die Migrantinnen und Migranten fortan als deutsche Staatsbürger geführt werden.

⁵ Leggewie, Claus, *Integration und Segregation*, in: Bade, Klaus J.; Münz, Rainer (Hg.), *Migrationsreport 2000: Fakten, Analysen, Perspektiven*, Frankfurt/Main 2000, S. 85-105, hier: S. 88.

⁶ z.B. Faist, Thomas/ Gerdes, Jürgen/ Rieple, Beate, *Das entwicklungspolitische Engagement von Migrantinnen afrikanischer Herkunft in NRW mit Fokus auf Ghana*, in: COMCAD Arbeitspapiere Nr. 6, Bielefeld 2004; McIntyre, Joseph, *Wurzeln in zwei Welten. Westafrikanische Migranten und Migrantinnen in Hamburg*, Frankfurt/Main 2004; Humboldt, Carmen, *Afrikanische Diaspora in Deutschland*, Berlin 2005.

⁷ Faye, Malick, *Die senegalesische Diaspora in Deutschland. Ihr Beitrag zur Entwicklung Senegals*, in: Deutsche Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit (Hg.): *Wirtschaft und Beschäftigung*, Eschborn 2007; Schmelz, Andrea, *Die kamerunische Diaspora in Deutschland. Ihr Beitrag zur Entwicklung Kameruns*, in: Deutsche Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit (Hg.): *Wirtschaft und Beschäftigung*, Eschborn 2007; Schmelz, Andrea, *Die ghanaische Diaspora in Deutschland. Ihr Beitrag zur Entwicklung Ghanas*, in: Deutsche Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit (Hg.): *Wirtschaft und Beschäftigung*, Eschborn 2009; Sieveking, Nadine, *Das entwicklungspolitische Engagement von Migrantinnen afrikanischer Herkunft in NRW mit Fokus auf Ghana*, in: COMCAD Arbeitspapiere Nr. 65, Bielefeld 2009; Riester, Andrea, *Diasporas im Vergleich: Bedingungen des entwicklungspolitischen Engagements afrikanischer Migranten in Deutschland*, in: Bundesamt für Migration und Flüchtlinge (Hg.), *Potenziale der Migration zwischen Afrika und Deutschland*, Band 2, Nürnberg 2011, S. 275-291.

Schwarzafrikanische männliche Erwerbsfähige nach Beschäftigung



Quelle: Sonderauswertung der Bundesagentur für Arbeit 2011

Lebenssituation schwarzafrikanischer Migrantengruppen

Aus den bislang veröffentlichten Integrationsstudien und den amtlichen Daten ergibt sich folgendes Bild über die Lebenssituation schwarzafrikanischer Migrantengruppen in Deutschland:

Auf dem Arbeitsmarkt, der maßgeblich den Lebensstil, den Aufenthaltsstatus, den Zugang zu Subsystemen wie zum Beispiel dem Gesundheits- und Wohnungsmarkt, den sozialen Status und die zivilgesellschaftliche Anerkennung bestimmt, sind schwarzafrikanische Männer deutlich schlechter positioniert als Deutsche, aber auch als Nordafrikaner.

So fanden 2010 von den 70.000 melderechtlich erfassten schwarzafrikanischen Männern im Alter von 15-65 Jahren lediglich 41 Prozent eine sozial-versicherungspflichtige Hauptbeschäftigung vorwiegend im allgemeinen Dienstleistungsbereich, im Gastgewerbe und im Handel. Die überwiegende Mehrheit ging einer einfach qualifizierten beruflichen Tätigkeit als Lagerarbeiter, Hilfsarbeiter, Koch, Kellner, Kraftfahrzeugführer,

Raum- und Hausreiniger, Versandfertigmacher oder Verkäufer nach. Dagegen übten Marokkaner und Tunesier häufiger eine qualifizierte berufliche Tätigkeit aus, was primär statistische, migrationshistorische und herkunftsspezifische Ursachen hat. Die Zahl der Schwarzafrikaner, die einer hochqualifizierten sozialversicherungspflichtigen Hauptbeschäftigung als Wissenschaftler, Manager oder Ingenieure nachgingen, lag im niedrigen einstelligen Prozentbereich. Vermutlich wird ihre Zahl in den kommenden Jahren leicht steigen, da seit 2005 ausländische Hochschulabsolventen aus Drittländern in Deutschland verbleiben dürfen, wenn sie innerhalb eines Jahres nach erfolgreichem Abschluss ihres Studiums eine Erwerbstätigkeit ausüben, die die Bundesagentur für Arbeit als zulässig anerkennt.

Weitere knapp sieben Prozent der erwerbsfähigen Männer gingen ausschließlich einer geringfügigen Nebenbeschäftigung nach. 36 Prozent übten eine selbständige Erwerbstätigkeit aus, absolvierten eine Aus- und Weiterbildung oder gingen keiner Erwerbstätigkeit nach. Schließlich waren 15 Prozent der schwarzafrikanischen Erwerbsfähigen, also fast dreimal mal so viel wie von den deutschen Erwerbsfähigen (5,6 Prozent) arbeitslos gemeldet. Allerdings gab es hier, je nach Nationalität, deutliche Unterschiede. So betrug zum Beispiel der Arbeitslosenanteil der Südafrikaner 3,9 Prozent, der Kameruner 6,8 Prozent, der Kongolesen/ehem. Zairer 7,6 Prozent, der Äthiopier 11,9 Prozent, der Ghanaer 12,9 Prozent, der Togolesen 14,3 Prozent und der Nigerianer 14,5 Prozent.⁸

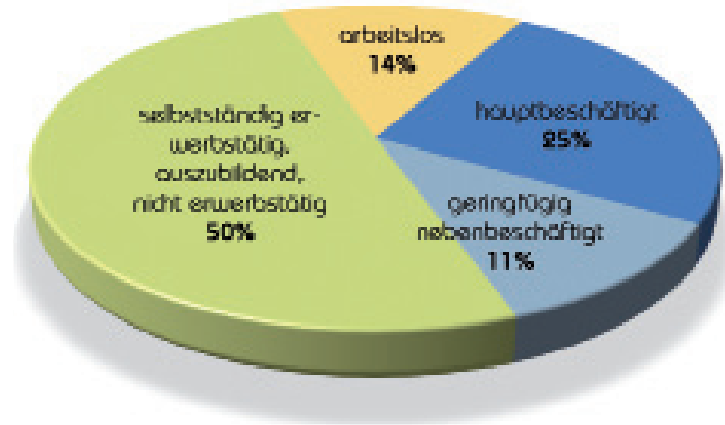
Im Vergleich zu den erwerbsfähigen deutschen und nordafrikanischen Frauen nehmen schwarzafrikanische Frauen seit Jahren insgesamt eine schlechtere Arbeitsmarktposition ein, obgleich es auch hier starke nationale Differenzen gibt. So übten 2010 von den knapp 59.000 erwerbsfähigen Schwarzafrikanerinnen lediglich 25 Prozent eine sozialversicherungspflichtige Hauptbeschäftigung, davon etwa ein Drittel als Raum- und Hausreinigerin. Elf Prozent gingen ausschließlich einer geringfügigen Nebenbeschäftigung nach.

„Im Vergleich zu den erwerbsfähigen deutschen und nordafrikanischen Frauen nehmen schwarzafrikanische Frauen seit Jahren insgesamt eine schlechtere Arbeitsmarktposition ein.“

Durchschnittlich meldeten sich 13,7 Prozent der erwerbsfähigen Frauen und damit fast dreimal so viel wie unter den Deutschen (4,8 Prozent) und 2,7 Prozent mehr als Nordafrikanerinnen arbeitslos. Der Anteil der Arbeitslosen an den Erwerbsfähigen lag dagegen unter den

⁸ Sonderauswertung der Bundesagentur für Arbeit 2011

Schwarzafrikanische weibliche Erwerbsfähige nach Beschäftigung



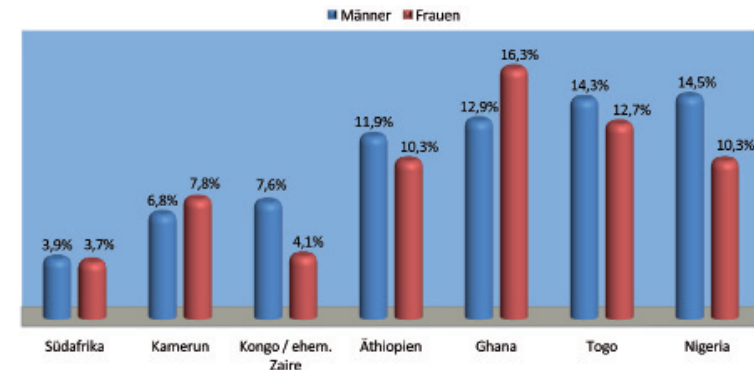
Quelle: Sonderauswertung der Bundesagentur für Arbeit 2011

Südafrikanerinnen mit 3,7 Prozent, Kongolesinnen/ehem. Zairerinnen 4,1 Prozent, Kamerunerinnen 7,8 Prozent, Äthiopierinnen und Nigerianerinnen mit jeweils 10,3 Prozent und Togolesinnen mit 12,7 Prozent zum Teil deutlich darunter, der Ghanaerinnen mit 16,3 Prozent deutlich darüber.⁹ Die verbleibenden 50 Prozent der erwerbsfähigen Afrikanerinnen übten eine selbständige Erwerbstätigkeit aus, absolvierten eine Aus- und Weiterbildung oder gingen keiner Erwerbstätigkeit nach.

Die schlechte Arbeitsmarktposition der Schwarzafrikanerinnen und Schwarzafrikaner wirkt sich entsprechend auf das Bruttoarbeitseinkommen aus. So erhielten 2006 trotz einer sozialversicherungspflichtigen Hauptbeschäftigung 39 Prozent aller Arbeitnehmer subsaharischer Nationalität monatlich weniger als 822 Euro. Um den Lebensunterhalt für sich und die unterhaltspflichtigen Familienmitglieder zu sichern, üben entsprechend immer mehr schwarzafrikanische Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer zusätzlich einen oder mehrere geringfügig entlohnte Nebenjobs aus. Perspek-

⁹ Sonderauswertung der Bundesagentur für Arbeit 2011

Anteil der arbeitslos Gemeldeten nach Staatsangehörigkeit



Quelle: Sonderauswertung der Bundesagentur für Arbeit 2011

tivisch ist nicht zu erwarten, dass sich ihre Beschäftigungssituation in den kommenden Jahren deutlich verbessern wird. So fanden zwar mit Einsetzen des wirtschaftlichen Aufschwungs ab 2006 mehr Schwarzafrikanerinnen und Schwarzafrikaner ein sozialversicherungspflichtiges Beschäftigungsverhältnis, allerdings handelte es sich dabei häufig um Teilzeitbeschäftigungsverhältnisse und geringfügig entlohnte Beschäftigungen.¹⁰ Entgegen einer Arbeitsmarktstudie des *Instituts der deutschen Wirtschaft (IW)* deutet bislang nichts darauf hin, dass einer bedeutenden Zahl von Minijobbern der Sprung in eine normal bezahlte Tätigkeit gelungen ist. Zudem dürften von einem zu erwartendem Fachkräftemangel in bestimmten Branchen lediglich hochqualifizierte Arbeitsmigranten profitieren.¹¹

¹⁰ Benndorf, Rolf, Afrikanische Migranten in Deutschland und die gesellschaftliche Integration, in: Grillmeyer, S. (Hg.), *Jahrbuch der Akademie CPH. Im Fokus Menschenwürde*, Würzburg 2011, S. 163-176.

¹¹ Institut der deutschen Wirtschaft Köln (IW), *Der Niedriglohnssektor in Deutschland: Entwicklung, Struktur und individuelle Erwerbsverläufe. Gutachten im Auftrag der Initiative Neue Soziale Marktwirtschaft*, Berlin 2011

Die prekäre Beschäftigungssituation beziehungsweise die Arbeitslosigkeit führt dazu, dass immer mehr erwerbsfähige Schwarzafrikaner auf das Einkommen ihrer Partner oder auf staatliche Transferleistungen angewiesen sind. So lebten im Juni 2010 knapp 29 Prozent der Schwarzafrikanerinnen und Schwarzafrikaner, aber nur 16 Prozent aller ausländischen und sechs Prozent der deutschen Erwerbsfähigen von Hartz IV.¹² Dies wirkt sich nicht nur nachteilig auf den Lebensstil aller versorgungspflichtigen Familienmitglieder aus, sondern auch negativ auf später bestehende Rentenansprüche und auf die Höhe der Heimat- beziehungsweise Rücküberweisungen in die Herkunftsländer.

Ursächlich für die unzureichende Arbeitsmarktintegration schwarzafrikanischer Ersteinwanderer sind: (1) Die bestehenden gesetzlichen Arbeitsmarktzugangsbeschränkungen, (2) die geringe Anerkennung ausländischer Bildungsabschlüsse, (3) ihre vergleichsweise kurze Aufenthaltsdauer in Deutschland, (4) die fortbestehende strukturelle und Alltagsdiskriminierung in Deutschland, (5) die mangelnde schulische und berufliche Qualifikation der Schwarzafrikanerinnen und Schwarzafrikaner, (6) die vorrangige finanzielle Förderung transnationaler Beziehungsnetzwerke zu Lasten einer eigeninitiativen beruflichen Weiterbildung und (7) ein fehlender ethnisch segregierter Arbeitsmarkt.

Im Vergleich zur ersten hat die zweite Einwanderergeneration bessere Arbeitsmarktchancen. Darauf deuten wissenschaftliche und veröffentlichte amtliche Schulbesuchs- und Ausbildungsmarktdaten.

„Im Vergleich zur ersten hat die zweite Einwanderergeneration bessere Arbeitsmarktchancen.“

Danach ist der Anteil der schwarzafrikanischen Jugendlichen, die einen mittleren oder höheren Bildungsabschluss anstreben höher als bei den Ersteinwanderern. Während 2010 bei den 18- bis 21-jährigen Deutschen 57 Prozent eine Ausbildung absolvierten, lag der Anteil bei Nordafrikanern bei 29 Prozent und bei Schwarzafrikanern bei 21 Prozent. Dies hat jedoch nicht nur mit mangelnden Deutschkenntnissen oder schlechten Noten der Zuwandererkinder zu tun. Der Misserfolg hängt auch mit einer massiven Benachteiligung am Ausbildungsmarkt zusammen. So fanden schwarzafrikanische Jugendliche erst ab 2007 Ausbildungsplätze im Handwerk, im Öffentlichen Dienst, in Freien Berufen und im Hauswirtschaftsbereich. Bis dato fanden sie ausschließlich im Handel und in der

¹² Sonderauswertung der Bundesagentur für Arbeit 2011; Statistisches Bundesamt (StB), Bevölkerung und Erwerbstätigkeit 2010 - Bevölkerung mit Migrationshintergrund, Fachserie 1, Reihe 2.2., Wiesbaden 2011

Industrie einen Ausbildungsplatz. Möglicherweise trugen das seit 2006 geltende *Allgemeine Gleichbehandlungsgesetz* (AGG) und politisch initiierte regionale Ausbildungsprogramme maßgeblich dazu bei, dass sich weitere Wirtschaftssektoren für Jugendliche subsaharischer Nationalität öffneten. Dagegen blieb der Anteil der schwarzafrikanischen Studentinnen und Studenten, die in Deutschland die Hochschulreife erwarben (sog. Bildungsinländer), mit sechs Prozent unter den 20 bis 24-Jährigen niedrig. Zum Vergleich: Der Bildungsinländeranteil der Nordafrikaner betrug 10,7 Prozent und der der Türken 13 Prozent.

Aus institutioneller Sicht eine Erfolgsgeschichte

Aus institutioneller Sicht ist die Integration von Schwarzafrikanerinnen und Schwarzafrikaner eine Erfolgsgeschichte. Alljährlich erhalten etwa 3.000 – 4.000 die deutsche Staatsbürgerschaft, weil sie sich unter anderem innerhalb des mindestens sieben- bzw. achtjährigen rechtmäßigen Aufenthaltes in der Bundesrepublik gesetzeskonform verhielten, über ausreichende Deutschkenntnisse verfügten und alle unterhaltspflichtigen Familienmitglieder versorgen konnten (sog. Anspruchseinbürgerung gemäß § 10 I, III StAG). Die Voraussetzungen erfüllten im Durchschnitt alle Einbürgerungsbegehrenden bereits nach zwölfjährigem Aufenthalt in Deutschland. Trotz dieser Integrationsleistung wird ihnen die zivilgesellschaftliche Anerkennung häufig verwehrt, selbst wenn sie bereits seit Jahrzehnten deutsche Staatsbürgerinnen und Staatsbürger sind oder in Deutschland geboren wurden. So kommen zahlreiche repräsentative Studien zum Ausmaß der Fremdenfeindlichkeit und des Rassismus in Deutschland in den vergangenen Jahren zu dem Ergebnis, dass etwa jeder fünfte Bundesbürger eine fremdenfeindliche Grundeinstellung hat. Dabei korreliert der Grad der Fremdenfeindlichkeit in allen Studien mit der individuellen Arbeitsmarkteinschätzung der Befragten. Demnach nimmt die fremdenfeindliche und rassistische Einstellung unter den interviewten Erwerbsfähigen zu, sobald sie ihre berufliche Position oder ihren Einstieg in den Arbeitsmarkt auch nur bedroht sehen.¹³

„Trotz ihrer Integrationsleistung wird Schwarzafrikanerinnen und Schwarzafrikanern die zivilgesellschaftliche Anerkennung häufig verwehrt, selbst wenn sie bereits seit Jahrzehnten deutsche Staatsbürgerinnen und Staatsbürger sind oder in Deutschland geboren wurden.“

¹³ Zuletzt: Heitmeyer, Wilhelm (Hg.), *Deutsche Zustände*. Folge 9, Frankfurt/Main 2011.

 Deutschlands Denken in ethnischen und nationalen Kategorien

Ursächlich hierfür erscheint mir das nicht nur in Deutschland vorherrschende zivilgesellschaftliche und parteipolitische Denken in ethnischen und nationalen Kategorien. Dahinter steht der legitime Wunsch nach einer homogenen Kulturgemeinschaft, in der sich ihre Mitglieder auf zentrale Werte besinnen und diese mittragen. Das Besinnen auf zentrale Werte erfüllt dabei folgende Funktionen: Erstens dient es dem Einzelnen persönlich als Orientierungshilfe. Zweitens festigt es die Solidarität innerhalb der Gemeinschaft und drittens stärkt es nach Außen die Wettbewerbsfähigkeit und Verteidigungsbereitschaft der Gemeinschaft in einer globalisierten Welt.

Fälschlicherweise wird jedoch unterstellt, dass es sich bei der angestrebten Kulturgemeinschaft automatisch um eine Nation handeln muss. Das führt dazu, dass allein der Besitz der Staatsbürgerschaft höher bewertet wird als die Leistung für eine Wertegemeinschaft. Durch diese Sichtweise nimmt sich eine Gesellschaft die Chance, neue Mitglieder zu gewinnen, die die bestehenden freiheitlich-demokratischen Grundwerte aus Überzeugung akzeptieren und im Alltag praktizieren. Gleichzeitig weicht die Mehrheitsgesellschaft einem gesellschaftlichen Diskurs über die Weiterentwicklung zentraler Werte aus, der nicht zwangsläufig damit enden muss, dass bewehrte Werte verändert werden. Vielmehr trägt ein fortlaufender gesellschaftlicher Diskurs über den Wertekanon mit dazu bei, dass sich die bestehenden Grundwerte in der privaten oder öffent-

lichen Sphäre nicht verflüchtigen, sondern sich im gesellschaftlichen Bewusstsein fest verankern. Es entsteht quasi eine Verteidigungsgemeinschaft demokratischer Werte.¹⁴ Verflüchtigt sich dagegen der Wertekonsens, dann führt dies zu einem grenzenlosen Individualismus in der Gesellschaft und zu einer von ihnen beginnenden Erosion der Nation.

Das gesellschaftliche Bewusstsein über die bestehenden Werte ermöglicht es zudem, klar zu formulieren, welche Anforderungen Integrationswillige unabhängig von ihrer ethnischen oder nationalen Herkunft erfüllen müssen, um in die Wertegemeinschaft aufgenommen zu

werden. Aufgrund der häufig noch frischen Erfahrungen mit autoritären Regimen sind gerade Afrikanerinnen und Afrikaner besonders wertvolle Berater, die maßgeblich mit dazu beitragen können, dass die in Deutschland lebenden Menschen die freiheitlich-demokratischen Grundwerte immer wieder auf das Neue verteidigen und weiterentwickeln. Was es kostet, liberal-demokratische Grundwerte (wieder) zu erlangen, erleben wir gerade in Nordafrika und in der arabischen Welt.

„Aufgrund der häufig noch frischen Erfahrungen mit autoritären Regimen sind gerade Afrikanerinnen und Afrikaner besonders wertvolle Berater, die maßgeblich mit dazu beitragen können, dass die in Deutschland lebenden Menschen die freiheitlich-demokratischen Grundwerte immer wieder aufs Neue verteidigen und weiterentwickeln.“

¹⁴Müller, Jan-Werner, *Verfassungspatriotismus*, Frankfurt/Main 2010, S. 19.

Zusammenhänge von Integration und Entwicklung

„Wie lautet die Telefonnummer der afrikanischen Gemeinde in Nordrhein-Westfalen?“ Diese Frage oder besser der Wunsch nach dem einen Ansprechpartner der afrikanischen Diaspora im größten deutschen Bundesland stand 2004 am Anfang der Bemühungen des damaligen NRW-Integrationsbeauftragten Dr. Klaus Lefringhausen, alle afrikanischen Migrantenorganisationen unter einem Dachverband zu versammeln. Circa 2.400 unterschiedliche Migrantenorganisationen gibt es nach Angaben des Landesintegrationsministeriums in Nordrhein-Westfalen, davon allein über 200 von Menschen mit afrikanischer Herkunft. Deren Interessen müssten sich doch bündeln lassen, so die Erwartung. Doch auch nach unzähligen Gesprächen mit Vereinen, Gruppen und Einzelpersonen wurde der Wunsch nach dem einen Ansprechpartner unter den Migranten aus Afrika nicht erfüllt. Zwar wurde im Frühjahr 2005 der *Afrikanische Dachverband (ADV NRW)* gegründet, die eine Interessenvertretung aller afrikanischen Migrantenorganisationen in Nordrhein-Westfalen gab es damit jedoch immer noch nicht, sondern lediglich einen weiteren Verein.

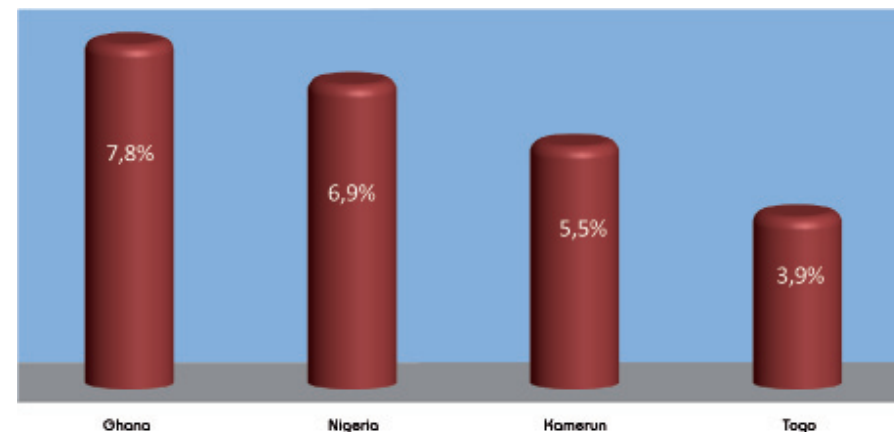
Von Thomas Kufen, Integrationsbeauftragter der Landesregierung Nordrhein-Westfalen (2005 -2010)

Man kann diese Zersplitterung unter Effektivitätsgesichtspunkten bedauern. Aber ist ein Dachverband für alle afrikanischen Vereine überhaupt realistisch? Steckt dahinter nicht vielmehr das naive Missverständnis von Afrika als einem einzigen Land und der Homogenität seiner Menschen und deren Interessen? Afrika ist indes ein Kontinent mit derzeit 54 Staaten.

Es gibt dort keine Lingua franca „Afrikanisch“, sondern weit über 2.000 eigenständige Sprachen. Der afrikanische Kontinent ist reich und vielfältig in ethnischer, religiöser, kultureller und sprachlicher Hinsicht. Und so bunt der afrikanische Kontinent ist, so diversifiziert ist auch die afrikanische Diaspora mit ihren Vereinen

„So bunt der afrikanische Kontinent ist, so diversifiziert ist auch die afrikanische Diaspora mit ihren Vereinen und Organisationen in Deutschland.“

Größte afrikanische Bevölkerungsgruppen in Deutschland (nur Subsahara-Afrika)



Quelle: Statistisches Bundesamt

und Organisationen in Deutschland. Ebenso vielfältig sind auch die Möglichkeiten der afrikanischen Diaspora zur Mitwirkung an Integration und Entwicklung.

Dynamik und Verbindlichkeit in der Integrationspolitik

In den letzten zehn Jahren hat die Integrationspolitik in Deutschland an Dynamik und Verbindlichkeit zugenommen. Dafür stehen beispielsweise das Staatsangehörigkeitsrecht, das Zuwanderungsgesetz, die Integrationsgipfel, der Nationale Integrationsplan oder die Deutsche Islamkonferenz. Der Erfolg dieser Integrationspolitik hängt entscheidend auch vom Mitwirken der Migranten und ihrer Organisationen selbst ab. Selbstverständlich haben auch einzelne Personen und Gruppen afrikanischer Herkunft an den bisher vier Integrationsgipfel teilgenommen.

Afrikanerinnen und Afrikaner nehmen unter den Migranten eine signifikante Rolle ein. Das Statistische Bundesamt zählte

Ende 2010 rund 6,7 Millionen Menschen mit einer ausländischen Staatsangehörigkeit in Deutschland. Aus den Staaten Afrikas waren das circa 270.000 Menschen. Diese Personengruppe besteht aus mehr Männern (56,7%) als Frauen (43,3%) und ist im Durchschnitt mit 34 Jahren circa sieben Jahre jünger als die Gruppe der Ausländer in Deutschland insgesamt.

Grob wird der afrikanische Kontinent in Nordafrika und Subsahara-Afrika eingeteilt. Das Statistische Bundesamt unterteilt Afrika weiter in Nord-, West-, Zentral-, Ost- und Südliches Afrika. Die Gruppe der marokkanischen Staatsbürgerinnen und Staatsbürger bildet mit 63.570 Personen (23,4%) mit Abstand die größte Einzelgruppe der ausländischen Bevölkerung aus Afrika in Deutschland. Aus den Ländern Subsahara-Afrikas bilden die Menschen aus Ghana (7,8%), Nigeria (6,9%), Kamerun (5,5%) und Togo (3,9%) die größten Bevölkerungsgruppen.

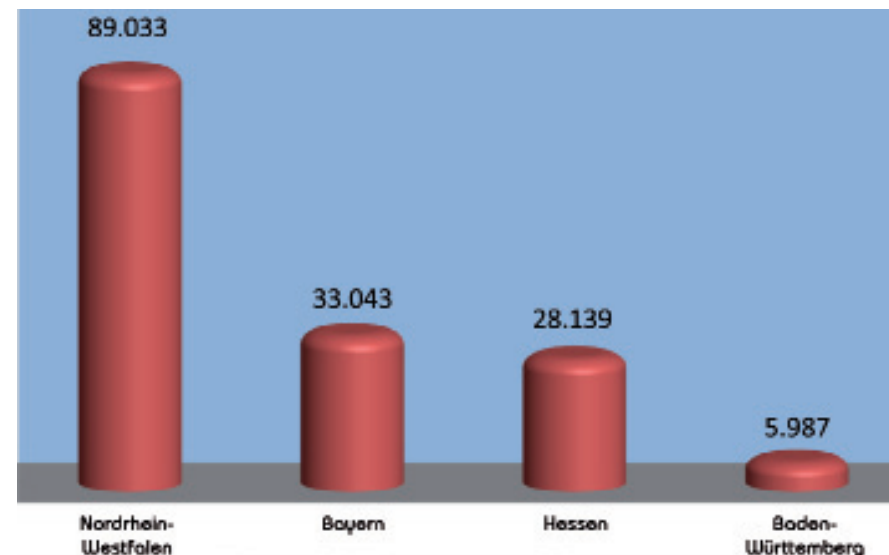
Die Schwerpunkte der Menschen mit einer Staatsangehörigkeit aus Afrika liegen den statistischen Daten von 2010 zufolge in den Bundesländern Nordrhein-Westfalen (89.033 Personen), Hessen (41.651 Personen), Bayern (29.298 Personen) und Baden-Württemberg (28.139 Personen). Auffällig ist: Über die Hälfte der Menschen aus Marokko (33.043 Personen) und auch der Demokratischen Republik Kongo (5.987 Personen) in Deutschland leben im Bundesland Nordrhein-Westfalen. Die meisten Menschen aus Algerien leben in Baden-Württemberg. In Hamburg leben mit 5.270 Personen fast genau so viele Menschen aus Ghana wie in Nordrhein-Westfalen, dort sind es 5.462 Personen. Insgesamt leben damit in den beiden Bundesländern über die Hälfte aller Menschen aus Ghana in Deutschland. Nigerianerinnen und Nigerianer bilden in Bayern (2.909 Personen) und Baden-Württemberg (2.553 Personen) die größte Bevölkerungsgruppe unter den Menschen aus Subsahara-Afrika.

Historische Wellen der Migration aus Afrika

„Die geschichtlichen Migrationsspuren von Menschen aus Afrika, vor allem aus Subsahara-Afrika, wurden erstmals mit der Epoche des deutschen Kolonialismus gegen Ende des 19. Jahrhunderts deutlich.“

Die geschichtlichen Migrationsspuren von Menschen aus Afrika, vor allem aus Subsahara-Afrika, wurden erstmals mit der Epoche des deutschen Kolonialismus gegen Ende des 19. Jahrhunderts deutlich. Durch die Berliner Kongo-Konferenz im Jahre 1884 fielen dem Deutschen Kaiserreich, auch auf Drängen verschiedener Wirtschafts- und Kolonial-

Bundesländer mit den meisten Einwohnern afrikanischer Staatsangehörigkeit



Quelle: Statistisches Bundesamt

kreise, entsprechende Schutzgebiete zu. Die Errichtung der deutschen Kolonien unter anderem in Ost-, West- und Südwestafrika führte zu einer Zunahme des Reiseverkehrs zu den Besitzungen. Damit einher ging auch eine größere Migrationsbewegung aus den Kolonien zum Deutschen Reich. So kamen junge Männer aus den deutschen Schutzgebieten in Afrika zur Ausbildung für ihre spätere Verwendung in den Kolonien als Handwerker, Facharbeiter oder Missionarslehrer ins Deutsche Reich. Oder sie dienten Kaufleuten und Reisenden als Personal im Haushalt oder Geschäft. Mit Ende des ersten Weltkriegs und dem Vertrag von Versailles 1919 verlor das Deutsche Reich seine kolonialen Besitzungen. Die Besetzung des Rheinlands durch die Alliierten bis 1930, auch unter Zuhilfenahme von afrikanischen Soldaten in französischen Diensten, führte unter anderem auch zu Anfeindungen von Afrikanern in Deutschland. Dies traf auch Menschen aus den ehemaligen Kolonien, die in Deutschland eine neue Heimat gefunden zu haben glaubten.

Zur Zeit des nationalsozialistischen Regimes von 1933 bis 1945 verschlechterten sich die Lebensumstände der Afrikaner im Deutschen Reich weiter. Auf Entzug der Ausweispapiere, Einschränkung der Reisefreiheit, Meldepflicht folgten später auch Misshandlung, Inhaftierung, Arbeitslager und Tod in den Konzentrationslagern.

Erst mit der Arbeitsmigration in den 1960ern und 1970ern, durch die wachsende Zahl von Flüchtlingen insbesondere zwischen den 1980ern und 1990ern, der Zunahme von Studierenden an deutschen Universitäten und der Familienzusammenführung ist die Zahl der Menschen aus Afrika in Deutschland deutlich angestiegen.

Flüchtlinge aus den afrikanischen Staaten spielten bei der Aufnahme von Asylsuchenden insgesamt eher eine untergeordnete Rolle. Erst 1977 wurde die Zahl der Flüchtlinge aus Afrika erstmals vierstellig (1.266) und stieg bis 1980 auf ca. 8.000 an. 1992 erfolgt die Veränderung des Asylrechtes, zum Beispiel durch die Einführung des Asylbewerberleistungsgesetzes sowie die Schaffung eines eigenständigen Kriegsflüchtlingsstatus mit dem sogenannten Asylkompromiss. Hintergrund war, dass ab 1984 die Asylbewerberzahl insgesamt kontinuierlich anstieg und 1992 den historischen Höchststand von fast 440.000 erreichte. Seit der Asylrechtsreform von 1993 ist die Asylbewerberzahl jedoch zunächst fast stetig gesunken und erreichte im Jahr 2007 mit rund 19.200 Erstanträgen etwa wieder den Stand von 1983. Seitdem kamen wieder mehr Asylbewerber nach Deutschland. Im Jahr 2010 waren es etwa 41.300.

„Festzuhalten ist, dass afrikanische Staaten sich in den letzten Jahren nur vereinzelt auf der Liste der zehn Hauptherkunftsländer der Asylsuchenden wiederfanden.“

Zu keiner Zeit kam die Mehrheit dieser Asylbewerber freilich aus Afrika. Von den afrikanischen Staaten zählten in den Jahren 1986 bis 1996 gleichwohl Algerien, Ghana, Nigeria, Togo und die Demokratische Republik Kongo (ehemals Zaire) mindestens je einmal zu den Hauptherkunftsländern der Asylsuchenden, seit 1996 trifft dies noch auf Algerien, die Demokratische Republik Kongo und Nigeria zu. Festzuhalten ist aber, dass afrikanische Staaten sich in den letzten Jahren nur vereinzelt auf der Liste der zehn Hauptherkunftsländer der Asylsuchenden wieder fanden, aktuell ist es Somalia. Die meisten Hauptherkunftsländer der Asylbewerber liegen in Europa und Asien.

Die Weltbank stufte vor rund zwanzig Jahren nur wenige (drei bis sechs) afrikanische Länder als demokratisch ein, aktuell sind es schon fast 30. Das zeigt die gewaltigen Umbrüche in Afrika seit den 1990er Jahren, die durch gewalttätige und kriegerische Auseinandersetzungen, politische Verfol-

gung, Menschenrechtsverletzungen, aber auch Demokratisierungsprozesse gekennzeichnet waren. Hinzu kamen Hunger- und Naturkatastrophen. Viele Menschen vom afrikanischen Kontinent haben in Deutschland Zuflucht gesucht und eine neue Heimat gefunden.

Migration und Entwicklung

Migration und Integration verändert nicht nur die Zielländer, sondern auch die Herkunftsstaaten der Migranten. Dies gilt umso mehr, wenn höher qualifizierte Menschen abwandern. Es kann Entwicklungsbemühungen nicht dienlich sein, wenn afrikanische Staaten Fachkräfte ausbilden, diese dann aber auf Lebenszeit in Europa arbeiten.

„Migration und Integration verändert nicht nur Zielländer, sondern auch die Herkunftsstaaten der Migranten.“

Ein weiterer Zusammenhang zwischen den Themen Migration, Integration und Entwicklung wird besonders beim Thema Rücküberweisung deutlich. Dieser Aspekt ist bisher bei der Diskussion zu wenig betrachtet worden. Der Großteil der Migranten aus Afrika tätigt Rücküberweisungen. Es kommt vor, dass bis zur Hälfte des Einkommens zurück in die Heimat geschickt wird und sogar Schulden gemacht werden, um entsprechende Rücküberweisungen tätigen zu können und die Erwartungen der Familie im Herkunftsland zu erfüllen.¹ Hauptmotiv der Rücküberweisungen ist die Sorge der Migranten um die im Herkunftsland verbliebenen Familienangehörigen. Das gilt umso mehr wenn nur ein Familienmitglied ins Ausland migriert ist und Ehepartner, Kinder und Eltern zurückgelassen wurden. Diese sind dann auf Unterstützung angewiesen.

Die stetig wachsenden Rücküberweisungen von Migranten an ihre Familien im Herkunftsland tragen natürlich zur Verbesserung der Lebenssituation und zur Entwicklung in Afrika bei. Entsprechende Studien² zeigen, dass die Rücküberweisungen zumeist unmittelbar der eigenen Familie, den Eltern und Verwandten zugute kommen. Nicht nur der Le-

¹ Schröder, Sabine, Die ghanaische Diaspora in Deutschland – Entwicklungsmotor für ihr Heimatland? Beiträge der ghanaischen Diaspora in Deutschland und ihrer Organisationen zur Entwicklung ihres Heimatlandes, Diplomarbeit Humboldt-Universität zu Berlin, Geographisches Institut 2006.

² Orozco, Manuel, Diasporas, Development and Transnational Integration: Ghanaians in the U.S., U.K. and Germany, Report Commission by Citizen International through the U.S. Agency for International Development 2005.

bensunterhalt wird damit gesichert, sondern auch in Bildung und Ausbildung von Kindern und Jugendlichen investiert.

Rücküberweisungen stellen eine der bedeutendsten Kapitalzuflüsse und Investitionen in den Entwicklungsländern dar. Die Rücküberweisungen machen in manchen afrikanischen Ländern ein Vielfaches der öffentlichen Entwicklungshilfe aus und sind häufig eine verlässlichere Einnahmequelle als Auslandsinvestitionen oder Entwicklungshilfe. Alleine nach Subsahara-Afrika flossen im Jahr 2008 nach Angaben der Weltbank mehr als 20 Milliarden US-Dollar an Rücküberweisungen. Aber es geht nicht nur um einen finanziellen Beitrag. Mit der Rücküberweisung werden auch Ideen, Werte und Wissen in die Herkunftsländer re-exportiert. Diese Form der Hilfe zur Selbsthilfe und Entwicklung ist nicht in Zahlen zu messen, aber eine lohnende Investition. Rücküberweisungen sind also ein Instrument der Armutsbekämpfung, Einkommensverteilung, Bildungs- und Gesundheitsförderung.

Afrikas positive Entwicklung

„Trotz vieler Rückschläge in den afrikanischen Staaten ist zu konstatieren, dass sich die Lebenswirklichkeit in Afrika in den letzten Jahren vielerorts zum Besseren entwickelt hat.“

Trotz vieler Rückschläge in den afrikanischen Staaten ist zu konstatieren, dass sich die Lebenswirklichkeit in Afrika in den letzten Jahren vielerorts zum Besseren entwickelt hat. So ist die Wirtschaft viele Jahre lang kontinuierlich gewachsen. Auch wenn die weltweite Finanz- und Wirtschaftskrise für erhebliche Einbrüche gesorgt hat, ist die afrikanische Wirtschaft insgesamt wettbewerbsfähiger geworden. Immer mehr Länder entwickeln sich zu Demokratien, trotz mancher Rückschläge verbessert sich die Menschenrechtslage. Auch die Grundversorgung macht insgesamt Fortschritte. Nach Angaben von UNICEF ist zum Beispiel die Kindersterblichkeitsrate von 1990 bis 2008 um fast ein Drittel zurückgegangen.

Das darf nicht darüber hinweg täuschen, dass durch die globale Krise gerade Subsahara-Afrika besonders unter der Verteuerung der Treibstoffe, sinkenden Investitionen und steigenden Nahrungsmittelpreisen zu leiden hat. So macht die Krise bisherige Erfolge bei der Armutsbekämpfung zu einem Teil wieder zunichte. Nach Prognosen der Weltbank werden zum Beispiel aufgrund der Krise im Jahr 2009 zusätzliche 30.000 bis 50.000 Säuglinge sterben. Hinzu kommen Belastungen durch den Klimawandel, der Afrika besonders zu schaffen macht. Dürre und Bodendegeneration

treiben eine Spirale von Landkonflikten, Migration und den Kampf um Rohstoffe an. Auch das ist Teil der Lebenswirklichkeit Afrikas, die auf absehbare Zeit kein Abklingen der Migrationsbewegungen nach Europa und Deutschland erwarten lässt.

Vor dem Hintergrund dieser Herausforderungen ist die Verknüpfung von staatlichen und nicht-staatlichen Akteuren unerlässlich. Unterschiedliche Akteure, die sich einander kennen und anerkennen, verbessern die Qualität der Hilfe. Den afrikanischen Selbstorganisationen fällt hierbei eine Schlüsselrolle in ihrer Brückenfunktion zu. Diese gilt es zu stärken. Schon vor fast 30 Jahren hat sich zwischen dem Bundesland Rheinland-Pfalz und Ruanda eine erfolgreiche und partnerschaftliche Zusammenarbeit entwickelt. 2007 legten Nordrhein-Westfalen und Ghana die Grundlage in einem Partnerschaftsabkommen für eine Zusammenarbeit. Das Abkommen soll die Basis bilden für Zusammenarbeit in den Bereichen Wirtschaft, Wissenschaft, Bildung, Gender, Sport und Tourismus. Eine Passage des Abkommens unterstreicht die gemeinsame Überzeugung, dass für eine erfolgreiche Umsetzung der Partnerschaft die Einbeziehung nicht-staatlicher Organisationen, der Kirchen und privaten Unternehmen von herausragender Bedeutung ist.

Die ghanaische Diaspora ist in Nordrhein-Westfalen gut organisiert und engagiert sich in integrationspolitischen und entwicklungspolitischen Projekten. Es gibt weiter eine Vielzahl von Partnern und Institutionen, die zum Teil schon seit Jahren mit Partnern in Ghana zusammenarbeiten. Die Kirchen, lokale engagierte Gruppen, Entwicklungsorganisationen, Stiftungen und eben Migrantengruppen ghanaischer Herkunft bilden ein enges Netzwerk in Nordrhein-Westfalen. Seit 1984 besteht schon eine Hochschulkooperation zwischen Dortmund und der Stadt Kumasi in Ghana. Ghana gilt als eines der politisch stabilsten Länder in Subsahara-Afrika. Die Beispiele verdeutlichen die engen Verbindungen zwischen Integrations- und Entwicklungspolitik. Hier kommen den Migranten und ihren Organisationen wichtige Mittler- und Brückenfunktionen zu. Diese Potentiale gilt es zu nutzen.

Wenn es schon nicht die eine Telefonnummer der afrikanischen Gemeinde gibt, sollte also zumindest ein Telefonbuch der afrikanischen Gemeinden existieren.

„Wenn es schon nicht die Telefonnummer der afrikanischen Gemeinde gibt, sollte also zumindest ein Telefonbuch der afrikanischen Gemeinden existieren.“

Eine Lebensentscheidung

Die Räume des *Afrika Medien Zentrums* in Berlin sind klein und gemütlich. An den Wänden hängen bunte Bilder mit afrikanischen Motiven, es gibt eine Bibliothek voller Bücher und Zeitschriften, Zimmerpflanzen und Sitzgelegenheiten. Narcisse Djakam sitzt in seinem Büro. Er spielt mit seinem Smartphone, sein Blick bleibt an der Karte von Kamerun hängen, die neben der Tür klebt. Er lächelt und fängt an zu erzählen.

Von Anja Schorr

Vor vierzehn Jahren kam der damals 19-jährige Kameruner nach Deutschland. Geboren und aufgewachsen in der Küstenstadt Douala hatte er gerade sein Abitur in der Tasche und wollte, wie sein großer Bruder, in Deutschland studieren. In nur drei Monaten lernte er genug Deutsch, um den Sprachtest zu bestehen, der ihn dazu berechtigte, sich an einer deutschen Universität zu immatrikulieren. Narcisse Djakam bestand die Prüfung, bekam ein Visum und entschied sich dafür, an der TU Berlin den Studiengang Elektrotechnik zu studieren. „Ich kam mit großen Erwartungen hierher. Zwar hatte ich keine konkrete Vorstellung von Deutschland, aber ich war mir sicher, dass hier alles nicht so schwer werden wird. Schließlich bin ich ja in Europa. In Kamerun ist die Meinung verbreitet, dass das Leben in Europa auf jeden Fall leichter und angenehmer ist als das Leben in Afrika.“

Abschied und Neuanfang

In Berlin angekommen zeigte sich jedoch schnell, dass nicht alles ganz so einfach ist. Von Anfang an fühlte sich Narcisse Djakam einem ständigen Druck ausgesetzt: „Beispielsweise musste ich weitere Sprachübungen bestehen, um nicht zurückgeschickt zu werden. Dann habe ich neben der Uni immer gearbeitet, auf dem Bau etwa oder als Umzugshelfer, um die hohen Lebenshaltungskosten, das Studium und auch die teuren Sprachkurse zu finanzieren. Da blieb wenig Zeit, um sich noch aktiv mit der Gesellschaft auseinanderzusetzen, in der man jetzt lebt.“ Zudem vermisste Narcisse gerade im Universitätsalltag den Kontakt zu anderen Afrikanern, mit denen



Narcisse Djakam

Geburtsdatum: 12. Februar 1977

Geburtsort: Douala / Kamerun

Beruf: Ingenieur

in Deutschland seit: 1997

deutsche Staatsbürgerschaft: seit 2009

Grund für Migration: Studium

er über seine Erfahrungen hätte reden können. Er hatte sein Heimatland verlassen, war das erste Mal völlig auf sich alleine gestellt und musste die

Verantwortung für sein Leben selbst übernehmen, ohne die Unterstützung seiner Familie. Narcisse beschreibt dieses Gefühl mit dem französischen Sprichwort: „*Partir, c'est mourir un peu*“ – Abschied nehmen bedeutet immer ein wenig sterben. Man verlässt Leute, die man gern hat, man entfernt sich von seiner vertrauten Umgebung und bewegt sich Richtung Ungewissheit.“

„Abschied nehmen bedeutet immer ein wenig sterben ... man entfernt sich von seiner vertrauten Umgebung und bewegt sich Richtung Ungewissheit.“

Sein Bruder war zwar auch in Deutschland, aber er hatte sehr wenig Zeit. Initiativen, wie die *Afrikanische Studenten Union* in Berlin, die es sich zum Ziel gesetzt hat, schwarze Migranten bei Integrationsproblemen zu unterstützen, bildeten sich erst im Laufe der Zeit, als immer mehr Afrikaner zum Studieren nach Deutschland kamen. „Es war schon schwierig am Anfang. Man darf aber auf keinen Fall den Fehler machen, sich aufgrund von enttäuschten Erwartungen zurückzuziehen, da man sich sonst isoliert und keine Chance hat, Teil der deutschen Gesellschaft zu werden.“

Narcisse hat sich nicht zurückgezogen. Er ergriff selber die Initiative, blieb neugierig und aufgeschlossen, versuchte sich überall einzubringen. Narcisse wurde Mitglied der studentischen Selbstverwaltung, spielte Fußball, fand durch den Sport Kontakte und Anschluss. Im Wohnheim freundete er sich schon bald mit anderen Studenten verschiedenster Nationalitäten an, auch mit Kamerunern und Deutschen. Diese Freundschaften, von denen einige noch bis heute bestehen, waren für ihn ein großer Glücksfall, denn sie halfen ihm, sich in Deutschland wohl zu fühlen. Diese Erfahrung war für ihn sehr wichtig und hat ihn in seiner Überzeugung bestärkt, dass Integration auf jeden Fall möglich ist, wenn beide Seiten offen und ohne Vorurteile aufeinander zugehen. Mit Vorurteilen oder gar Ablehnung wurde Narcisse Djakam während seiner Studienzeit nicht konfrontiert. Von Professoren und Dozenten fühlte er sich nie in irgendeiner Weise anders behandelt. „Die Professoren waren immer fair. Ich habe zwar nicht immer die besten Noten bekommen, aber da hatte ich auch schon in der Prüfung gemerkt, dass ich mich total verrechnet hatte“, lacht der Kameruner.

Universitätsabschluss – und nun?

Nach seinem erfolgreichen Abschluss an der Universität folgte für den jungen Ingenieur die Suche nach einem festen Job. Was für viele deutsche Ab-



Narcisse Djakam (erste Reihe, zweiter von rechts) mit seiner Fußballmannschaft. © DAS e.V./Anja Schorr

solventen schon eine anstrengende und nervenaufreibende Angelegenheit ist, war für den afrikanischen Akademiker noch viel schwieriger. Absolventen mit einer befristeten Aufenthaltsgenehmigung haben nur ein Jahr Zeit, um eine Beschäftigung zu finden. Läuft diese Zeit ohne einen festen Arbeitsplatz ab, droht die Abschiebung innerhalb von nur zwei Wochen.

Für Narcisse Djakam bedeutete dies einen immensen Druck sowie die ständige innere Auseinandersetzung mit dem Gedanken, wieder nach Afrika zurückkehren zu müssen. Die strenge Abschieberegulation empfindet er dennoch nicht als diskriminierend und ungerechtfertigt, eher als pragmatisch und konsequent: „Jedes Land macht seine Gesetze und das muss man auch respektieren. Der Gesetzgeber muss ja auch die Interessen der deutschen Gesellschaft vertreten. Wenn also viele Arbeiter und Ingenieure aus fremden Ländern kommen, gibt es weniger Arbeitsplätze für Deutsche.“ Dennoch sieht er einen Widerspruch darin, junge Afrikaner nach Deutschland zu holen, sie hier auszubilden und dann wieder zurückzuschicken, wenn sie nicht innerhalb kürzester Zeit eine Arbeit finden. „Deutschland ist in dieser Hinsicht sehr konsequent, man wird einfach so aus seinem Leben wegge-

rissen, egal wie lange man schon hier lebt. Ich finde, man muss auch bedenken, dass ausländische Akademiker, die hier studiert haben, die Sprache sprechen, die Gesellschaft kennen und daher dem Land auch sehr nützlich sein können. Man muss den Migranten das Gefühl geben, dazugehören und hier gewollt zu sein. Sonst wird längerfristige Integration schwierig.“

Narcisse hatte Glück, fand einen Arbeitsplatz als Projekttechniker bei einer Berliner Firma für Heizungs- und Gebäudebautechnik und durfte in Deutschland bleiben. Inzwischen ist er wissenschaftlicher Mitarbeiter an der *Beuth Hochschule für Technik* in Berlin und parallel dabei, sein eigenes Unternehmen zu gründen, das sich in erster Linie auf den Bereich der Gebäudeautomation und Energietechnologie fokussieren wird.

Die Ersatzfamilie in der Diaspora

Wenn der Kameruner an die heutige Situation in Deutschland denkt, in der die Gesellschaft immer multikultureller wird, glaubt er, dass Integration für junge afrikanische Migranten in Deutschland mit der Zeit viel leichter geworden sei. Nicht nur gebe es einfach mehr Afrikaner in Deutschland, so dass man auf der Straße nicht mehr so auffalle, es gebe auch zahlreiche Initiativen zur Unterstützung des Einfindungsprozesses von afrikanischen Migranten.

„Initiativen, in denen sich Afrikaner gruppieren, um sich gegenseitig zu unterstützen, sind unglaublich wichtig für die Eingliederung. Man kann Erfahrungen austauschen und auch Kontakte empfehlen, um über bürokratische Hürden hinwegzuhelfen“, findet Narcisse Djakam, der selbst in seiner Anfangszeit solche Gruppen vermisst hat: „Aber besonders wichtig ist es, dass man dort Trost und Verständnis findet, wenn es einem schlecht geht. Viele afrikanische Migranten sind zunächst enttäuscht, wenn sich bestimmte Erwartungen, die sie im Heimatland an Deutschland hatten, nicht erfüllen. Für viele Migranten sind solche Gruppierungen wie eine Art Ersatzfamilie in der Diaspora.“

Der Kameruner kam auf die Idee, selbst eine Initiative zu gründen, eine Plattform für alle „sichtbaren“ Migranten zur Information, zum Austausch und Gespräch, aber auch zur Förderung einer toleranten und offenen Gesellschaft. *Integritude* heißt die Gruppierung, die ihren Sitz im *Afrika Medien Zentrum* in Berlin hat. Der Name ist eine Mischung aus Integration und Attitude, dem französischen Wort für Verhalten. *Integri-*



tude soll ausdrücken, dass die Teilnehmer ihr Verhalten, auch die eigene innere Haltung in Bezug auf ihre Integration in Deutschland, überdenken und reflektieren sollen. Bei *Integritude* hat er auch sein Buch „Der Weg“ veröffentlicht (siehe *Literaturempfehlungen*).

Muss ich jetzt Deutscher sein? Assimilation und Integration

In diesem Zusammenhang spielt auch die Frage nach der eigenen Identität eine große Rolle. Inwieweit müssen sich Ausländer in Deutschland anpassen? Wie erhält man die eigene Kultur und behält den Kontakt zu seiner Heimat? Bin ich schon Deutscher oder noch Kameruner?

Narcisse würde sich selbst nicht als Deutscher bezeichnen. Er fühlt sich als Deutsch-Kameruner, da er zwar in Deutschland lebt, sich hier wohl fühlt und Teil der deutschen Gesellschaft ist, seine Heimat Kamerun und ihr kulturelles Erbe aber dennoch einen großen Teil von ihm ausmachen. Seiner Meinung nach ist die Identitätsfrage ein Balanceakt, die jeder Ausländer, der in der Diaspora lebt, für sich selbst festlegen muss, damit er sich wohlfühlt. Mit Assimilation hat Integration für Narcisse jedoch nichts zu tun: „Assimilation wäre, wenn man nicht mehr weiß, woher man kommt, wenn man hier versucht alles zu löschen, was vor der Ankunft in Deutschland war. Und das wäre ein riesiger Verlust.“

Für ihn ist das Zusammentreffen verschiedener Kulturen und Anschauungen ein großer Gewinn, von dem alle Seiten viel lernen können. „Derjenige, der nie den Mut hat zu gehen, neue Wege zu erforschen, wird nie den Reichtum der Kulturen aus fernen Ländern kennenlernen. Er wird sich auf Spekulationen und Berichte verlassen müssen. Noch gefährlicher wird es, wenn diese auf falschen Informationen beruhen“, so schreibt er im *Integritude*-Forum. Laut Narcisse Djakam sollte der Mensch fähig sein, sich überall zu bewegen, anzunehmen was an Kultur, Visionen, gesellschaftlichen Strukturen angeboten wird und sich auch offen darüber auszutauschen.

„Derjenige, der nie den Mut hat zu gehen, neue Wege zu erforschen, wird nie den Reichtum der Kulturen aus fernen Ländern kennenlernen.“

Trotzdem lehnt er den Begriff des „Weltbürgers“ ab, ein Dasein ohne Grenzen und Nationalität. Nationalität ist für ihn sehr wichtig, sie ist ein Teil der Identität, eine Kultur, die uns voneinander unterscheidet und auch besonders macht. Die Menschen brauchen solche Bezugspunkte, egal wo auf der Welt sie sich aufhalten, und müssten eben diese unterstützen, beispielsweise durch Gruppen wie *Integritude*.



Narcisse während seiner Arbeit bei der HGT Heizungs- + Gebäudetechnik GmbH. © Narcisse Djakam

Dass Integration bei ihm funktioniert, spürt Narcisse an dem Gefühl, das er in dieser vormals fremden Gesellschaft verspürt: „Integration ist für mich, wenn diese Gesellschaft uns schätzt, genauso wie wir es tun, wenn die Menschen hier sich mit uns wohlfühlen, genauso wie wir es tun. Natürlich sollten wir uns mit den Gesetzen hier identifizieren können. Aber man schließt trotzdem nicht die Tür zu seinem Ursprungsland zu, wenn man auswandert, man lässt diese Tür weit offen.“

Die Tür zur Heimat

Diese „offengelassene Tür“, die Verbindung zu seiner Heimat, seiner Familie, seiner Kultur ist für Narcisse Djakam, wie für die meisten Auswanderer, sehr wichtig, auch nach einer so langen Zeit in einem anderen Land. Er rezipiert kamerunische Medien, hält sich so über die Geschehnisse in seinem Land auf dem Laufenden, telefoniert regelmäßig mit seiner Familie. Auch spielt Narcisse Djakam schon seit Jahren in einer kamerunischen Fußballmannschaft, nimmt an Hobbyturnieren mit anderen afrikanischen Mannschaften teil, trifft auf diese Weise viele Menschen aus seiner Heimat. „Das Zusammensein mit anderen ist unglaublich wichtig für uns. Gerade wenn man aus Afrika kommt und eine starke Gemeinschaft gewohnt ist, die ja dann in Deutschland erst einmal wegfällt. Fußballspielen mit anderen Kamerunern ist für

mich wie eine Brücke zur Heimat, weil man hier seine Kultur, seine Sprache ausleben kann.“

Natürlich ist sich Narcisse Djakam auch einer gewissen Gefahr bewusst, die von afrikanischen Gruppierungen für den Integrationsprozess in die deutsche Gesellschaft ausgeht. Die Gefahr, dass die afrikanischen Migranten unter sich bleiben, in einer „afrikanischen Blase“ leben, und den Anschluss an die deutsche Gesellschaft und Kultur verlieren. Diese Problematik ist auch ein viel diskutiertes Thema bei *Integritude*. „Man muss sich diese Gruppierungen als einen Übergang vorstellen, der den Menschen hilft, sich hier einzuleben, wenn sie sich am Anfang alleine und isoliert fühlen und vielleicht auch die deutsche Sprache noch nicht so gut sprechen. Natürlich, wenn die Zeit reif ist, muss man auch in die deutschen Strukturen einsteigen. Das muss man machen, sonst kann man ja gleich wieder zurück nach Kamerun gehen. Wir müssen also die Leute dazu bringen, Teil der deutschen Gesellschaft zu werden.“ Daher versuchen die Mitarbeiter von *Integritude* eine Strategie zu entwickeln, die verhindert, dass Migranten in einer „afrikanischen Blase“ zurückbleiben.

Die schwierigsten Hindernisse, die es dabei zu überwinden gilt, sind laut Narcisse Djakam die Sprache, die Anerkennung durch die Gesellschaft und die individualistische Struktur. „Auch ich versuche immer noch, meine Sprachkenntnisse ständig zu verbessern, das ist wirklich enorm wichtig, weil man sonst am öffentlichen Leben nicht teilnehmen kann. Die Menschen gehen auch viel offener auf dich zu, wenn du die Landessprache sprichst, das ist ja ganz normal. Bei uns in Afrika ist das nicht anders.“

„Die Menschen gehen viel offener auf dich zu, wenn du die Landessprache sprichst, das ist ganz normal. Bei uns in Afrika ist das nicht anders.“

Anders als in Kamerun kann es aber in Deutschland leicht passieren, dass man mit einem Deutschen eine Woche lang ein Seminar besucht hat und er oder sie später dennoch nicht auf der Straße grüßt, wenn man sich wieder begegnet. „Das ist nicht schlimm, in Deutschland ist das eben so, man muss das akzeptieren. Es ist eben nur so ein großer Unterschied zu Kamerun, wo man nur ein kleines Stück zusammen gehen kann und am Ende des Weges schon wie Bruder oder Schwester ist“, schildert Narcisse die Schwierigkeiten für afrikanische Migranten.

Für Narcisse funktioniert der Balanceakt zwischen Kamerun und Deutschland. Er fühlt sich hier wohl, auch wenn er natürlich seine Familie vermisst. „Wie ich schon sagte: Gehen ist ein wenig sterben“ so Narcisse Djakam nachdenklich. „Ich gehe jedoch gern, bleibe ja dabei meiner Familie und meinen Freunden treu, denn das eine schließt das andere nicht aus.“

Eine rheinländische Frohnatur

Menschen aus 35 Ländern in fünf Kontinenten arbeiten als Busfahrer bei den Stadtwerken Bonn. Einer von ihnen ist die aus Togo stammende rheinländische Frohnatur Nafiou Djibril, der mit echt Kölsche Dialekt und strahlendem Lächeln sein Gegenüber schnell in den Bann zieht.

Von Maria Kind

1972 in Lomé, der Hauptstadt Togos geboren, kommt Nafiou Djibril mit zwanzig Jahren nach Deutschland. In seiner Heimat kommt es Anfang der 1990er Jahre zu gewaltsamen Auseinandersetzungen zwischen der togolesischen Bevölkerung und dem Regime von Gnassingbé Eyadéma. Angesteckt von einer „Demokratisierungswelle“ auf dem afrikanischen Kontinent, fordern die Studenten mehr Mitbestimmung und Freiheit auch in ihrem Land. Frisch von der Schule und voller Erwartungen in die Zukunft ist auch Nafiou unter den Demonstranten gegen Eyadéma, der 1963 den ersten Präsidenten der unabhängigen Republik Togo, Sylvanus Olympio, ermorden ließ und sich 1967 selbst an die Regierung putschte. Gewaltsam werden die Proteste vom Militär niedergeschlagen. Nafiou und viele seiner Freunde fühlen sich nicht mehr sicher. Über Belgien flieht er nach Aachen.

Als politischer Flüchtling beantragt er Asyl, trifft jedoch zunächst auf viele administrative und politische Hürden. Nur monatlich wird sein Aufenthaltsrecht verlängert. Doch Nafiou gibt nicht auf, nimmt sich einen Anwalt und erhält nach jahrelangen Bürokratiekämpfen Asyl – dennoch ‚nur‘ ein Status, den er jährlich erneuern lassen muss. Zu dieser Zeit lernt der junge Asylbewerber seine erste Frau kennen. 1998 heiraten sie und bekommen eine Tochter. Seine durch den Asylantrag bisher eingeschränkte Bewegungsfreiheit lockert sich, er kann nach Köln ziehen und findet dort einen Job als Spüler in einem Restaurant. Schlecht bezahlt, aber wie für so viele Afrikaner, die nach Deutschland kommen, zunächst einmal „die einzige Möglichkeit etwas Geld zu verdienen“.



Nafiou Djibril

Geburtsdatum: 2. August 1972

Geburtsort: Lomé / Togo

Beruf: Busfahrer

in Deutschland seit: 1992

deutsche Staatsbürgerschaft: seit 2009

Grund für Migration: Hoffnung auf ein besseres Leben

Kämpfe und Privilegien

Zunächst scheinen alle Türen für den jungen Schulabgänger aus Togo verschlossen. „Ich durfte nicht arbeiten, ich konnte keinen Sprachkurs besuchen, ich durfte nichts! In allen Bereichen wurde ich eingeschränkt“, so Nafiou über seine ersten Jahre in Deutschland. Nicht selten weint er sich zu dieser Zeit in den Schlaf. So hatte er sich sein neues Leben nicht vorgestellt. Doch er lässt sich nicht unterkriegen und gibt den Traum eines Lebens im „demokratischen Deutschland, in dem Freiheit des Individuums doch so groß geschrieben wird“, nicht auf.

Schnell ist ihm klar: Wenn er sich ein Leben in Deutschland aufbauen will, muss er zunächst die Sprache lernen. „Ich war es satt, dass mich mein Freund bei sämtlichen Behördengängen begleiten musste. Ich wollte mein Leben endlich selbst in die Hand nehmen.“ Ausgestattet nur mit einem Deutsch-Französisch-Wörterbuch, stellt er sich der Herausforderung; das Geld für einen Sprachkurs fehlt ihm, auch auf behördliche Unterstützung bei seinem Vorhaben

„Ich wollte mein Leben endlich selbst in die Hand nehmen – mir war klar, dass das nur möglich ist, wenn ich die deutsche Sprache lernte.“

kann er nicht zählen.

Mit wachsendem Vokabular wächst auch sein Selbstbewusstsein. Also will er nach der Gewährung des unbefristeten Aufenthaltsrechts im Jahre 2004 nicht mehr bloß der „afrikanische Spüler“ bleiben. Durch einen Bekannten findet er zunächst eine besser bezahlte Anstellung in einer Kunststofffabrik. Doch das ist dem ehrgeizigen Togolesen nicht genug. Spontan wächst in ihm die Idee, Busfahrer zu werden. „Busfahren“, so wird er von einigen seiner afrikanischen Freunde allerdings belächelt, als er ihnen von seinem Wunsch erzählt, „ist ein Privileg – und nichts für Afrikaner!“

Doch Nafiou's Entschluss steht fest. Immer wieder geht er zum Arbeitsamt und bekommt 2002 die Chance zu einer 22-monatigen Busfahrer-Ausbildung bei der DEKRA. Anschließend absolviert er ein Praktikum bei den Bonner Stadtwerken und wird direkt übernommen. „Für alle Afrikaner, die mich kannten“, so erinnert er sich heute „war dies eine Art Offenbarung. Meine positiven Erfahrungen gaben ihnen Mut, ihr Leben auch selbst in die Hand zu nehmen.“ Nafiou's Optimismus ist ansteckend. Vier weitere Freunde, die sich immer über die Benachteiligung im Land beschwerten, gehen zum Arbeitsamt – und zwar „mit Erfolg“, sagt er stolz.



© DAS e.V./Jürgen Langen

Ein Zeichen der Großzügigkeit?

Seit 2004 ist Nafiou Djibril nun als Busfahrer in und um Bonn unterwegs. Er ist stolz auf seinen Beruf und sieht es als Zeichen der „Großzügigkeit Deutschlands“ an, dass er ihn ausüben darf – Gleichberechtigung scheint für ihn vielleicht doch nicht so selbstverständlich wie er sagt. Seine Lieblingsstrecke ist die ehemalige Linie 610. „Das ist die Linie der Businessleute. Manchmal steigt sogar ein Politiker ein, und da freue ich mich, wenn ich solche Persönlichkeiten auch mal rumkutschieren darf.“

Mit seinen Kollegen, von denen viele auch einen Migrationshintergrund haben, versteht er sich bestens. „Wir sind eine richtige kleine internationale Familie“, lächelt er zufrieden. Auch die Arbeit macht ihm Spaß. Er mag die Menschen und den Trubel um ihn herum. Mit etwas Stolz erzählt er, dass er schon oft von Fahrgästen für seinen Fahrstil gelobt wurde. „Entweder die Menschen trauen es erst einmal einem schwarzen Busfahrer nicht zu, dass er gut fahren kann oder ich habe tatsächlich einen besonders nachsichtigen Fahrstil“, sagt er lachend.

Doch dass nicht alles so rund und einfach in seinem Beruf ist, zeigt seine nächste Erzählung. Nachts, so gibt er zu, habe er schon manchmal ein mulmiges Gefühl. Zu oft hört man von gewaltsamen Übergriffe auf Busfahrer, unabhängig ihres Aussehens. Insbesondere wenn er in Tannenbusch unterwegs sei, einem Stadtteil, der für seine hohe Kriminalität und Ausländerfeindlichkeit berüchtigt ist. An einer Endhaltestelle hatte er nachts einen Aufenthalt von zehn Minuten. Ein Fahrgast, der seinen Ausstieg verpasst hatte, war im Bus sitzen geblieben. Da es draußen kalt war, wollte Nafiou den Fahrgast nicht vor die Tür setzen. Plötzlich fing der Fahrgast an zu schimpfen, kam nach vorne und beschimpfte Nafiou mit „Scheiß Nigger“.

„Scheiß Nigger, fass mich an und du bist deinen Job los!“

Nafiou, aufgewühlt von dem unerwarteten Angriff, packte den Fahrgast am Kragen, woraufhin dieser nur spöttisch reagierte und sagte: „Fass mich an, dann bist du deinen Job los.“ Man merkt, wie aufgewühlt Nafiou noch heute ist. „Eine Woche lang habe ich nur über diesen Zwischenfall nachgedacht. Ich kann viel ertragen, aber das war für mich der Hammer.“

Nafiou ist nicht der einzige Busfahrer, dem so etwas widerfahren ist. Übergriffe auf Busfahrer sind leider keine Seltenheit. Als Reaktion darauf haben die Bonner Stadtwerke, wie viele weitere Unternehmen in Deutschland, Service-Personal ausgebildet das mitfährt. „Das ist prima. Jetzt kann man sich abends noch mehr auf das Fahren konzentrieren und muss nicht immer ein Auge im Rückspiegel haben“, so Nafiou erleichtert.

Integration erfordert Eigeninitiative

Trotz Zwischenfällen ist Nafiou sichtbar zufrieden mit seinem Leben. Für ihn ist Köln eine Stadt, in der viele Kulturen zuhause sind, und er fühlt sich wohl im freundlichen Rheinland. Nachdem seine erste Ehe in die Brüche ging, lernte er seine jetzige Frau kennen, eine Deutsch-Polin. Seit 2001 sind sie verheiratet und „glücklich, wie am ersten Tag“. Gemeinsam haben sie zwei Kinder. Zu Hause wird ausschließlich Deutsch gesprochen. Mit seinem Bruder spricht er meist seine Muttersprache Kotokoli. „Eigentlich mache ich das recht ungern, weil er Deutsch sprechen sollte. Er ist mit einer Togolesin verheiratet und auch mit ihr spricht er kein Deutsch.“ Ähnlich sei es bei vielen anderen Migranten.

Mit ihm, so erzählt Nafiou, kamen Anfang der 1990er Jahre aufgrund politischer Krisen in ihren Heimatländern viele asylsuchende

Afrikaner nach Deutschland. Doch damals, so sagt er nachdenklich, versagte die deutsche Politik. „Wir Afrikaner bekamen zwar irgendwann den Asylstatus, doch keiner verlangte von uns, die deutsche Sprache zu lernen. Man hätte meiner Meinung nach mehr Druck aufbauen müssen. Jetzt ist es zu spät und viele, die zur gleichen Zeit wie ich nach Deutschland kamen, können sich bis heute kaum verständigen und somit integrieren.“

Neben der Sprache spiele auch die Religion eine große Rolle bei der Integration. Nafiou, der selbst Muslim ist, beäugt manche seiner Glaubensbrüder sehr kritisch. „In den 1990er waren viele von ihnen noch sehr offen. Wir gingen zusammen in Diskotheken und feierten. Im Laufe der Jahre haben sich bei einigen die Ansichten jedoch stark radikalisiert.“

Der sympathische Kölner sieht sich selbst als sehr gut integriert, obwohl er sich nach wie vor von einigen seiner Nachbarn „kritisch beobachtet fühlt“. Viele seiner Bekannten sagen, das sei nur, weil er mit einer Deutschen verheiratet sei. „Ich denke aber“, so sagt er bestimmt, „dass du auch mit einer afrikanischen Frau verheiratet und trotzdem gut integriert sein kannst. Man muss sich nur bemühen! Du musst versuchen, mit deiner neuen Gesellschaft zu leben und Interesse zu zeigen.“ Hierbei müsse Integration nicht immer freiwillig sein. „Wer hier leben möchte, muss sich auch anpassen können. Man sollte sich nicht auf seine eigenen Werte versteifen und offen sein, dann kommt man auch klar.“

„Integration muss nicht immer freiwillig sein. Wer hier leben möchte, muss sich auch anpassen können. Man sollte sich nicht auf seine eigenen Werte versteifen und offen sein – dann kommt man auch klar.“

In gewisser Weise muss man auch von außen Druck auf die Migranten und Flüchtlinge ausüben, sonst integrieren sie sich nicht. An sich haben es Afrikaner oder auch andere Migranten in Deutschland relativ leicht. Das sieht in anderen europäischen Ländern ganz anders aus.“

Ganz loslassen ist nicht möglich

Obwohl Nafiou der festen Überzeugung ist, dass Integration viel mit Eigeninitiative zu tun hat, versteht er jedoch auch den Frust vieler Afrikaner, die sich in Deutschland ausgegrenzt fühlen – jahrelang ging es ihm auch so. Der unsichere Asylstatus und die Sprachprobleme ließen ihn oft an seiner Entscheidung nach Deutschland gekommen zu sein zweifeln. „Natürlich ist es nicht leicht in Deutschland und wenn mich ein



Nafiou Djibril mit seiner Frau Isabelle und seinen Kindern Malik (6 Jahre) und Naomi (8 Jahre).
© DAS e.V./Jürgen Langen

Freund fragen würde, ob er zum Arbeiten nach Deutschland kommen sollte, würde ich ihm raten, seine Expertise doch besser in seinem Heimatland zu nutzen.“ Die Situation auf den Arbeitsmärkten in Afrika verbessere sich stetig und mit einer guten (Aus-)bildung habe man auch gute Chancen, einen ordentlichen Job zu bekommen. „Ich hatte Glück, ich habe es hier geschafft! Dass das nicht selbstverständlich ist, weiß ich.“

„Ich hatte Glück, ich habe es auch hier geschafft! Dass das nicht selbstverständlich ist, weiß ich.“

Im Gegensatz zu vielen seiner togolesischen Freunde, die sparen, um mit fünfzig oder sechzig Jahren zurück in ihr Heimatland zu gehen, kann sich Nafiou ein Leben außerhalb Deutschlands nicht mehr vorstellen. Er liebt das Rheinland, den Karneval, das deutsche Essen und die „allgemeine Strukturiertheit“. Den Kontakt nach Togo bricht er für lange Zeit ab. Erst sechzehn Jahre nachdem er nach Deutschland gekommen war, reist er wieder einmal hin. Doch lange fühlt er sich dort nicht wohl und ist froh, als er wieder im Flieger nach Deutschland sitzt. „Ich hatte mich verändert. Und die Zeit in Togo schien stehen geblieben zu sein“,

so Nafiou nachdenklich. Wann er das nächste Mal seine Familie besuchen wird, weiß er noch nicht.

Den Kontakt zu anderen Afrikanern in Deutschland pflegt er jedoch gerne und intensiv. Oft trifft er sich mit *Noviwowo* einer Gruppe von Afrikanern unterschiedlichster Nationalitäten. Auch einen Afroshop in der Kölner Innenstadt besucht er gerne. So ganz loslassen kann und will er nicht. Schließlich sei er ja auch in einer afrikanischen Kultur sozialisiert worden. Manchmal wünscht er sich auch, dass er seine Kinder nach den ihm vertrauten Erziehungsmethoden erziehen könnte.

„In Afrika findet Erziehung durch die Gesellschaft statt. In Deutschland ist Erziehung eher individuell und jeder ist auf sich gestellt.“

„Kleine Kinder in Deutschland sind oftmals schon irgendwie ‚respektlos‘. Wenn ich in Afrika einen Dreizehnjährigen mit einer Zigarette sehe würde, wüsste ich ganz genau, wie ich zu reagieren habe. Aber ich habe den Eindruck, dass mich das in Deutschland nichts angehen darf.“ „In Afrika“, so führt er fort, „findet Erziehung durch die Gesellschaft statt. In Deutschland ist Erziehung eher individuell und jeder ist auf sich gestellt. Das finde ich schon irgendwie schade.“

Wenn er in seinem Bus unterwegs ist und die Verantwortung dafür trägt, dass seine Fahrgäste sicher von A nach B kommen, fühlt er sich als „nützlicher Teil“ der Gesellschaft. Er ist stolz darauf, was er aus sich und seinem Leben gemacht hat. Doch er steht nicht nur im Dienste der deutschen Bevölkerung. Viele seiner Freunde die ihn für seine Ambitionen zunächst belächelten – sei es aufgrund seines Deutschlernens in Eigeninitiative oder dem Wunsch Busfahrer zu sein –, sehen in ihm heute eine Art Vorbild. In langen Gesprächen versucht er sie zu überzeugen, dass es an ihnen liegt, was aus ihrem Leben wird. „Ich habe gelernt, dass dir auch in einem wohlhabenden Land wie Deutschland nichts geschenkt wird. Ja, es war schwer und ja, mir ist es nicht immer leicht gefallen für meine Ziele zu kämpfen. Und ja, ich fühlte mich manchmal auch ungerecht behandelt. Und doch weiß ich, dass Eigeninitiative immer zum Ziel führt – mit etwas Glück, Engagement und Durchhaltevermögen.“

Integration ist Willenssache

„Nigeria Connection“ steht an der Tür des Büros von Simon Mougimben, der 2002 als erster schwarzer Streifenpolizist Hamburgs Schlagzeilen machte und heute beim Landeskriminalamt für die Abteilung Wirtschaftsdelikte arbeitet. Obwohl schon seit über einem Jahrzehnt als Freund und Helfer im Dienste Hamburgs, ist der aus Kamerun stammende Polizist immer noch ein Exot.

Von Maria Kind

1968 in Douala, dem Wirtschaftszentrum Kameruns geboren, träumt Simon Mougimben als Kind davon, Luft- und Raumfahrt zu studieren. Als er vierzehn ist, stirbt sein Vater bei einem Autounfall, wenige Jahre später sein großer Bruder. Als „Mann in der Familie“ fühlt er sich für seine Mutter und die Schwester verantwortlich, erfüllt sich dennoch seinen Traum und zieht zum Studium nach Yaoundé. Die Doppelbelastung, einerseits seine Familie finanziell unterstützen und andererseits seine Unterkunft in Yaoundé sowie die Studiengebühren zahlen zu müssen, zwingen ihn jedoch schon nach zwei Jahren sein Studium zu unterbrechen. Er kehrt zurück in seine Heimatstadt und arbeitet dort für einige Monate bei einer amerikanischen Firma – nicht unbedingt das, was der junge Kameruner sich für seinen Lebensplan vorgestellt hat. Der Wunsch, sein Studium wieder aufzunehmen, bleibt allgegenwärtig.

Von Verwandten in Deutschland kommt schließlich der Vorschlag, er solle zu ihnen ziehen. Bevor sich Simon umsieht, sitzt er im August 1994 im Flugzeug nach Hamburg. Dort angekommen absolviert er einen einjährigen Sprachkurs und beginnt mit seinem Studium im Fachbereich Flugzeugbau.

Von Kinderträumen und Einstellungsberatern

Dass Simon schon bald nach seiner Ankunft in Deutschland seinen Kindheitstraum aufgeben und einen anderen Weg einschlagen wird, hätte er sich allerdings nicht denken können. Während seines Studiums lernt er



Simon Mougimben

Geburtsdatum: 12. Januar 1968

Geburtsort: Tobagne-Bokito / Kamerun

Beruf: Polizist

in Deutschland seit: 1994

deutsche Staatsbürgerschaft: seit 2000

Grund für Migration: Studium

über einen gemeinsamen Freund einen Einstellungsberater der Polizei kennen, der ihm von der Möglichkeit erzählt, sich auch als Ausländer bei der Polizei bewerben zu können. Man sei sogar auf der Suche nach „Leuten wie ihm“. Simon informiert sich ausführlich über die Ausbildung und fasst euphorisch den Entschluss: Er will Polizist werden. Als er diese Entscheidung seiner Mutter am Telefon mitteilt, ist sie zunächst fassungslos. „Sie dachte, ich sei völlig verrückt geworden“, lacht Simon. „In Kamerun wird Polizei automatisch mit Korruption verbunden. Wer ein Idealist ist – und das waren wir als Studenten und so kannte man mich in meiner Heimat – der geht einfach nicht zur Polizei.“ Auch viele seiner deutschen Freunde belächeln ihn zunächst, Simon hält jedoch an seiner Entscheidung fest.

Noch bevor er sich für die Ausbildung bei der Polizei bewirbt, vertieft der ehrgeizige Kameruner in Eigeninitiative seine während des Studiums

„Wenn man in Deutschland Fuß fassen will, muss man sich komplett umstellen. Und da gehört deutsches Kulturgut nunmal dazu.“

erworbenen Deutschkenntnisse. Auch sein deutsches Allgemeinwissen will er aufpolieren. „Das ist schon etwas anderes, wenn du nicht hier geboren und zur Schule gegangen bist“, erklärt Simon seine Bemühungen. „In Kamerun lernten wir viel über die französischen Strukturen, Frankreichs Geschichte und lasen Bücher von

Victor Hugo. Von deutschen Dichtern und Denkern, wie Goethe und Schiller, wusste ich bis zu diesem Zeitpunkt kaum etwas.“ Wenn man jedoch in Deutschland richtig Fuß fassen wolle, dann müsse man sich komplett umstellen und da gehöre deutsches Kulturgut nunmal dazu.

Simon besteht den Eignungstest der Polizei und beginnt 2000 mit der dreijährigen Ausbildung. Nach ihrem erfolgreichen Abschluss wird er der Landesbereitschaftspolizei Hamburgs zugeordnet, die primär für Großereignisse wie Fußballspiele und Demonstrationen eingesetzt wird. Nach einer zweijährigen Elternzeit, die er mit seiner Lebenspartnerin in Ghana verbringt, ist er ab 2008 im Einsatzzug für eher kleinere Veranstaltungen wie das *St. Pauli Festival* zuständig. Doch der wissbegierige Polizist will sich weiterentwickeln und bewirbt sich als Hospitant beim Landeskriminalamt. Seit 2009 ist er dort in der Abteilung für Wirtschaftsdelikte zuständig.

„Hamburgs erster schwarzer Polizist“

Als „Hamburgs erster schwarzer Polizist“ erhielt Mougimben bei seiner Einstellung große Aufmerksamkeit. Auch ein Jahrzehnt später hat sich daran nicht viel geändert. Immer wieder sieht er die „Irritation oder Über-



Simon Mougimben mit seiner Lebenspartnerin Dipl. Ing. Eva Brigitte Crass und ihren Kindern Antonia Bérangère (6 Jahre) und Hugo Laurent (3 Jahre). © DAS e.V./Maria Kind

raschung“ in den Gesichtern der Menschen, wenn sie ihn in seiner Polizeiuniform sehen. Während ihn einige aus Unwissenheit oder Naivität für einen Austauschpolizisten aus Afrika halten, dem die weißen Kollegen einmal zeigen, wie in Deutschland Polizeiarbeit gemacht wird, fallen andere Reaktionen feindseliger aus. Insbesondere seine Einsätze auf St. Pauli sind Simon dabei in Erinnerung geblieben. „Je stärker die Leute alkoholisiert waren, desto weniger Hemmungen hatten sie. Da habe ich schon den ein oder anderen doofen Spruch abbekommen.“ Auch während seiner Zeit bei der Landesbereitschaftspolizei gab es einige Situationen, in denen er sich unwohl fühlte. Auf einer Demonstration war die Situation besonders brenzlich. „Ich spürte den Hass von einigen Demonstrationsteilnehmern. Da war ich wirklich froh, dass ich meine Kollegen um mich herum hatte“, erinnert er sich heute.

Dass es für ihn nicht immer leicht sein würde, erfährt Simon schon während seiner Studienzeit am eigenen Leibe. Des Öfteren wird er mit nicht immer leicht wegzusteckenden Vorurteilen konfrontiert. Ein Ereignis aus seiner Studentzeit bleibt ihm besonders im Gedächtnis: Als Stu-

dent wohnte Mougimben in Rahlstedt, einem Stadtteil von Hamburg, wo Studentenwohnheim und Asylbewerberheim direkt nebeneinander liegen. „Eines Tages kam ich spät am Bahnhof an und musste mir ein Taxi nehmen. Ich wies den Taxifahrer an, mich zum Studentenwohnheim zu bringen, in die Siekellandstraße 37. Und was sagt der Taxifahrer zu mir? ‚Nein, sie müssen zur 35!‘ Eben dort wo das Asylbewerberheim ist. Ich wiederholte, dass er mich bitte zur 37 bringen solle und wieder sagte er ‚Nein, das ist die 35, ich weiß wo sie hin müssen!‘“ Tatsächlich brachte der Taxifahrer ihn direkt vor die Tür des Asylbewerberheims. Obwohl Simon vorgibt, über solche Situationen nur zu lächeln, haben diese Erfahrungen an dem sonst so selbstbewussten Polizisten Spuren hinterlassen.

Vorurteile in der Polizeiarbeit

Simon weiß um die traurige Normalität solcher Vorfälle. Er betont, dass auch er selbst nicht von Vorurteilen und Klischees gegenüber anderen befreit ist. Vielmehr noch, sie seien sogar Teil seiner alltäglichen Arbeit als Polizist. „Und es hilft ganz ungemein“, sagt er ehrlich. „Wenn ich eine

„Auch Polizisten neigen dazu, Menschen automatisch in Schubladen zu stecken. Auch ich kann mich davon nicht freisprechen.“

Gruppe von Menschen sehe und einer daraus kommt mir suspekt vor, sieht einfach ‚verdächtig‘ aus, dann werde ich aufmerksam. Mein Gefühl kann mich auch täuschen, aber das kann ich nur wissen, wenn ich ihn überprüfe.“ Natürlich sei die Situation für denjenigen, der überprüft wird, unangenehm. Insbesondere dann,

wenn er oder sie sich als völlig harmlos erweise. „Diese Leute denken dann auch natürlich: ‚Oh Mann, was hat der Polizist denn für Vorurteile?!‘ und fühlen sich zu Recht ungerecht behandelt. Auch Polizisten neigen dazu, Menschen automatisch in Schubladen zu stecken“, sagt er bestimmt. „Auch ich kann mich nicht davon freisprechen.“

Jeder Mensch hat Vorurteile. So ist es nicht verwunderlich, dass auch Simon Mougimben nicht von denen seiner eigenen Kollegen verschont bleibt – insbesondere wenn er in seiner Freizeit oder in Zivil nicht unmittelbar als einer von ihnen erkennbar ist. Hat er bisher sehr positiv über die Zusammenarbeit mit seinen unmittelbaren Kollegen gesprochen, kommen seine folgenden offenen Worte und deren Inhalte doch recht plötzlich. Einige Male schon, so erzählt er, sei er am Bahnhof oder in der Stadt grundlos von Polizisten kontrolliert worden. Meist dann, wenn er mit schwarzen Freunden unterwegs ist. Ein Vorfall hat den Hamburger besonders schwer

erschüttert. Als junger Polizist war er mit seinem Privatauto in Lüneburg unterwegs. Er hielt an, weil er in der Karte nach dem Weg schauen wollte. Ein Polizeiauto hielt neben ihm und zwei Polizisten fragten ihn nach Fahrzeugpapieren, Führerschein und Ausweis. „Ich hatte es eilig und wollte die Situation schnell aufklären und gab meinen Kollegen mit einem Augenzwinkern meinen Dienstausweis“, erzählt Simon. „Doch anstatt mich weiterfahren zu lassen, verschwand der Polizist mit dem Ausweis und telefonierte hektisch herum, um die Echtheit des Ausweises zu überprüfen. Er hat tatsächlich geglaubt, ich hätte den Ausweis gefälscht!“, erzählt Simon empört und schüttelt auch heute noch ungläubig mit dem Kopf. Nach Minuten des Wartens ging Simon zu den Polizisten und schmiss ihnen mit dem Kommentar „schauen Sie lieber nach, ob ich die nicht auch gefälscht haben könnte“ seine weiteren Ausweise auf die Motorhaube. Die Zentrale bestätigte den Polizisten die Echtheit der Papiere, auf eine Entschuldigung wartete Simon vergebens.

Simon wirkt wütend und enttäuscht zugleich, wenn er sich an den Vorfall erinnert. Doch er versucht – vielleicht aus Loyalität, vielleicht aus Selbstschutz – eine Erklärung für dieses Verhalten seiner Kollegen zu finden.

„Es gibt ja auch wirklich wenige schwarze Polizisten bei uns.“ Warum das so ist, kann er sich nicht erklären. Denn gerade die Polizei könne von Leuten wie ihm profitieren. „Hier könnten die Vorurteile und Klischees mal sinnvoll eingesetzt werden. Uns Afrikaner kannst du in jedem Bereich einschleusen und keiner kommt auf die Idee, dass du ein Polizist bist! Keiner nimmt dich ernst – und das ist in diesem Punkt mal von Vorteil! Und *klick-klack* sind die Handschellen zu. Meine Güte, wie oft wurden mir zum Beispiel schon Drogen angeboten“, erzählt er lachend und kopschüttelnd zugleich.

„Uns Afrikaner kannst du in jedem Bereich einschleusen und keiner kommt auf die Idee, dass du ein Polizist bist! Keiner nimmt dich ernst – und das ist in diesem Punkt mal von Vorteil!“

Dass dennoch so wenige Afrikaner einen solchen Weg einschlagen, hänge nicht mit deren fehlendem Interesse zusammen, sondern eher damit, dass die deutsche Gesellschaft für solch einen Schritt noch nicht bereit sei. „Auch bei mir war man zunächst etwas zögerlich. Es dauerte sechs Monate bis ich nach der erfolgreich bestandenen Prüfung dann auch mit der Ausbildung beginnen konnte. Ich denke viele der Beteiligten waren zunächst begeistert, den ersten schwarzen Polizisten der Stadt einzustellen, doch hatten sie nach dem ersten Schritt etwas Scheu, auch den zweiten zu gehen. Plötzlich überlegte man sich, ob die Hamburger denn schon bereit für ‚so jemanden‘ seien. Doch ich hatte die Prüfung bestanden und die Stadt war an einem Punkt, an dem sie nicht mehr zurück konnte.“



Das LKA 51 in Hamburg. © DAS e.V./Maria Kind

Sprache – der Schlüssel zur Gesellschaft

Die Erzählungen des engagierten Polizisten machen trotz seiner positiven Grundeinstellung deutlich, dass er es als ‚Exot unter den Blauen‘ keineswegs leicht hatte. Immer wieder betont er jedoch, dass er mittlerweile in Deutschland angekommen sei und sich als Teil der Gesellschaft fühle. Er sei doch „recht gut integriert“, sagt er mit etwas Stolz. Wie schnell man sich in Deutschland integriere und integrieren könne, werde vor allen Dingen durch das Erlernen der Sprache bestimmt. Dies wiederum sei eng mit dem Status, mit dem man nach Deutschland komme, verknüpft. So mache es einen großen Unterschied, ob man als Student oder Flüchtling käme. Während man bei Studenten davon ausgehe, dass sie die deutsche Sprache beherrschen bzw. schnell erlernen würden, werde dies von Flüchtlingen nicht erwartet. Der Status des Flüchtlings impliziere ja zunächst, dass der Flüchtling nur vorübergehend in Deutschland bleibe. „Hier hat man später dann das Problem,“ so Mougimben, „dass so jemand irgendwann das Bleiberecht erlangt. Die Möglichkeit einer qualifizierten Arbeit nachzugehen, hat er aufgrund seiner fehlenden Sprachkenntnisse jedoch nicht.“

Simon selbst sieht es als großes Glück, dass er als Student die Sprache einfach erlernen musste, denn schließlich sei diese der „Schlüssel zu jeder Gesellschaft und somit zur Integration“. „Ich glaube, Integration hat viel mit dem Willen der Menschen zu tun. Wenn ich gar nicht will – egal was der Staat mir auch anbieten und zur Verfügung stellen würde – das würde

nicht klappen. Jedoch müssen auch beide Seiten wollen. Es ist ein Geben und Nehmen. Wenn ich dazu bereit bin, mich zu integrieren, dann muss mir auch von der Aufnahmegesellschaft und dem Staat die Möglichkeit dazu gegeben werden. Das heißt, wenn ich etwas unbedingt möchte, aber alle Türen sind zu, dann kann ich mich noch so sehr bemühen.“

Irgendwo dazwischen

Obwohl Simon seine Hautfarbe für die ihm oftmals entgegengebrachte Skepsis mitverantwortlich macht, seien es insbesondere die kulturellen Unterschiede, die ein Miteinander erschwerten. „Meist gibt es einen Konflikt zwischen den Kulturen“, so Simon über seine eigenen Erfahrungen. „Du stellst dir die Frage: ‚Stehe ich komplett zu der neuen Kultur und vergesse meine alte? Oder lehne ich die neue Kultur soweit wie möglich ab und versuche in dem neuen Umfeld mit meiner alten Kultur zu (über-)leben? Oder bin ich irgendwo dazwischen?‘“ Er selbst gehe kritisch mit beiden Kulturen um. „Ich habe gelernt, mir von beiden Kulturen das meiner Meinung nach Beste herauszupicken. Ich denke, ich bin mittlerweile irgendwo dazwischen – halb Kameruner, halb Deutscher – und fühle mich wohl damit.“

Konflikte entstünden dann, so fährt er fort, wenn die kulturellen Werte sich zu stark unterscheiden. Dafür bedürfe es Toleranz. „Toleranz“, so Simon, „bedeutet zu akzeptieren, dass die für mich unverständlichen Werte meines Gegenübers Teil dieses Individuums sind.“ Wenn man sich für seinen Gegenüber interessiere und sich informiere, könne man versuchen, die „Andersartigkeit“ zu verstehen und zu respektieren.

„Toleranz bedeutet zu akzeptieren, dass die für mich unverständlichen Werte meines Gegenübers Teil dieses Individuums sind.“

Akzeptanz, Toleranz und Respekt – das sind die gelebten Werte des Polizisten. Da diese ihm nicht immer entgegen gebracht werden, ob in Uniform oder in Zivil, versucht er diese umso mehr in seine Arbeit zu integrieren. Als einer der wenigen schwarzen Polizisten Deutschlands sieht er sich als eine Art „Mutmacher“ für andere Migranten mit diesem Berufswunsch. „Es war sicherlich nicht immer leicht“, sagt er heute rückblickend, „aber mit Bildung und einem starken Willen kann es jeder schaffen.“

Miteinander Leben, voneinander Lernen

Jeden Sonntag Abend finden sich Millionen Menschen in Deutschland auf dem Sofa ein und verfolgen den Klassiker Tatort. Eine von diesen Millionen ist Sylvie Nantcha aus Freiburg. In Kamerun geboren, lebt sie seit 20 Jahren in Deutschlands Süden und mischt seit einiger Zeit erfolgreich die lokale Politik auf.

Von Anika Nossack

Sylvie Nantcha ist 1974 im Norden Kameruns geboren. Aufgewachsen ist sie allerdings in verschiedenen Regionen des Landes, denn ihre Eltern arbeiteten bei den Nationalwerken und wurden alle zwei Jahre versetzt. Folglich hat sie schon früh gelernt, sich schnell an neue Umgebungen zu gewöhnen. Nach dem Abitur zog es sie dann in Richtung Yaoundé, der Hauptstadt des Landes, um dort ihr Studium zu beginnen. Ihre Fachwahl Germanistik beschreibt sie als ein Experiment. „Es war eine Entscheidung aus reiner Neugier heraus“, erinnert sie sich. Von Anfang an klar war einzig, dass es eine Sprache sein sollte. Schon in der Oberstufe hatte sie sich gegen Spanisch und für Deutsch als weitere Fremdsprache entschieden. Ihr Interesse an deutscher Literatur und Philosophie erwachte.

Wohin treibt Kamerun?

An der Universität stellte sie schnell fest, dass die Studienbedingungen im Land nicht optimal waren. Die Dozenten waren eher Diplomaten und lasen einen Großteil des Stoffes einfach aus Büchern vor. Überdies war die finanzielle Lage Anfang der 1990er Jahre schwierig in Kamerun. Die staatlichen Kassen waren leer. Stipendien wurden in der Folge gänzlich abgeschafft. Die Dozenten und andere Beamte wurden monatelang nicht bezahlt und waren dementsprechend demotiviert. Die Situation im Land beschreibt Sylvie Nantcha als sehr unruhig. Man



Dr. Sylvie Nantcha

Geburtsdatum: 23. August 1974

Geburtsort: Maroua / Kamerun

Beruf: Politikerin

in Deutschland seit: 1992

deutsche Staatsbürgerschaft: seit 2003

Grund für Migration: Studium

stellte sich die berechtigte Frage, wie sich wohl die Situation an der Universität weiterentwickeln wird? Die Aussichten waren zu diesem Zeitpunkt nicht sehr vielversprechend.

Ihre Eltern hatten die Idee, dass es besser für sie wäre, in einem anderen Land zu studieren. Sie sei zu intelligent, um ihre Zeit zu vergeuden, war der Konsens ihrer Eltern. Bei einem Germanistikstudium lag der Gedanke mit Deutschland als potenzielles Studienland sehr nahe. Doch es fehlten die Kontakte – dachte man zumindest. Kurz darauf stellte sich jedoch heraus, sei es Zufall, Schicksal oder einfach eine typische afrikanische Geschichte, dass der Vermieter ihrer Wohnung in Yaoundé einen Sohn hat, der in Rostock lebt. Bei einem Besuch lernten sie sich kennen und schnell war klar, dass er helfen konnte. Als Ziel wurde zuallererst Düsseldorf ausgewählt.

Es war schon alles geregelt, als ihre Mutter zwei Wochen vor ihrer Abreise eine alte Bekannte traf, die selbst aus Freiburg kam und der Meinung war, dass nur Freiburg als aufgeschlossene Studentenstadt das richtige Ziel für ihre Tochter sein könnte. Kurzerhand wurde der Zielpfeil von Düsseldorf nach Freiburg geworfen und im September 1992 begann schließlich das Abenteuer Deutschland. Das war vor 20 Jahren.

Alles auf Neu

In Frankfurt gelandet, schien alles nur sehr groß, neu und deutsch zu sein, erinnert sich Sylvie Nantcha rückblickend. Die ersten Tage in Freiburg wurde sie von anderen Studenten eines kamerunischen Vereins unterstützt, die ihr unter anderem bei Behördengängen zur Seite standen. Während des ersten Monats nahm sie außerdem an einem Sprachkurs teil, der sie auf ihre wichtige Sprachprüfung vorbereiten sollte.

Positiv in Erinnerung geblieben ist ihr bis heute der freundliche Umgang und die Nähe zwischen Studierenden und Dozenten. In Kamerun, so sagt es Sylvie Nantcha, hätten sie oftmals mit tausend Personen in Vorlesungen und mit ungefähr 150 Studenten in Seminaren gesessen. Da blieb wenig Raum für Fragen und Diskussion seitens der Studenten. Den schriftlichen Test nach dem Sprachkurs bestand sie auf Anhieb. Für die mündliche Praxis besuchte sie ein Semester lang weitere Kurse, um so ihre Sprachkenntnisse aufzubessern. Im darauffolgenden Semester konnte sie dann ihr Germanistikstudium beginnen.



© DAS e.V./Jürgen Langen

Deutsches Drama trifft kamerunisches Theater

Für ihre Magister- und Doktorarbeit setzte sie sich intensiv mit der Interkulturellen Germanistik auseinander. So verglich sie in ihrer Magisterarbeit Friedrich Schillers *Kabale und Liebe* mit einem kamerunischen Theaterstück. Nach dem Magisterabschluss war schnell klar, dass sie promovieren wollte. Denn ihr eigentliches Ziel war es, in Kamerun an der Universität zu arbeiten, um dort zu helfen, die Situation zu verbessern. Für ihre Promotion beschäftigte sie sich zum einen mit aktuellen deutschsprachigen Afrika Reiseberichten und zum anderen mit historischen Reiseberichten von der Antike bis in die nach-koloniale Zeit, um so eine Skizze Deutsch-Afrikanischer Begegnungen zeichnen zu können.

Mit ihrer wissenschaftlichen Arbeit schlägt sie auch noch in einer anderen Weise eine Brücke zwischen Afrika und Deutschland. Denn neben der Arbeit an ihrer eigenen Dissertation entwickelte sie ein Qualifizierungsprogramm für ausländische Doktoranden an der Universität Freiburg. Ihre eigene Dissertation stellte sie Ende 2007 fertig. In der

Zwischenzeit hatte sie ihren Mann geheiratet, den sie schon am Anfang ihrer Zeit in Deutschland in dem kamerunischen Verein kennengelernt hatte. Zusammen haben sie drei Kinder. Nach jeder Geburt hat sich Sylvie Nantcha Zeit für ihre Kinder genommen. „Zum einen weil ich das so wollte und zum anderen weil es nicht anders ging“, sagt sie rückblickend. Für viele Kollegen an der Universität war es unverständlich, wie sie neben der Arbeit und ihrer Promotion noch eine Familie gründen konnte. Aber für sie ist es selbstverständlich, dass beides zusammen funktioniert beziehungsweise stellt sich für sie die Frage erst gar nicht. Stolz hatte sie auf ihrem Schreibtisch ein Bild aufgestellt, es jedoch bald in der Schublade verschwinden lassen, weil die Reaktionen darauf nicht nur positiv ausfielen.

Eine Entscheidung kann helfen, auch wenn sie schwer fällt

Im Laufe der Zeit musste dann die Entscheidung getroffen werden, ob die Familie nach der Doktorarbeit in Deutschland bleiben oder zurück nach Kamerun gehen möchte. Für ihren Mann war schnell klar, dass er mit seinem Studium der Wirtschaftsinformatik und seiner Spezialisierung in Kamerun nicht viel anfangen konnte. Darüber hinaus hatte er in Freiburg seit 2001 einen festen Job. Deutschland war mittlerweile zu ihrem Lebensmittelpunkt geworden. Dennoch war die Entscheidung nicht leicht, sie musste gut durchdacht und abgewogen werden. „Ok, ich fühle mich hier wohl, ich bin ein Teil dieser Gesellschaft geworden, ich habe ein soziales Netzwerk hier, arbeite hier, meine Kinder sind hier geboren, sie wachsen hier auf.“

Für den Moment standen die Zeichen für Deutschland, doch was würde in Zukunft sein? Sie konnte es nicht endgültig sagen. Auch den Entschluss, die deutsche Staatsbürgerschaft anzunehmen, kostete sie einige Überlegung. Ihr Mann hingegen hatte sich sehr schnell entschieden. Er war der Meinung, dass das hin und her nichts bringe, weil man sonst die Gegenwart verpasst. Aus diesem Grund müsse man für sich eine Entscheidung treffen.

„Meine Sozialisation in Kamerun wird immer Teil meiner Identität und Lebensgeschichte sein. Das werde ich nie ablegen können.“

„Auf der emotionalen Ebene ist es eigentlich ganz klar, ich bin in Kamerun geboren und dort aufgewachsen. Meine Sozialisation in Kamerun wird immer Teil meiner Identität und meiner Lebensgeschichte sein. Das werde ich nie ablegen können. Auf der anderen Seite lebe ich allerdings

auch schon ein paar Jahre hier und Deutschland ist auch mein Lebensmittelpunkt geworden.“ Nach langen Überlegungen haben sie den Antrag zur Staatsbürgerschaft gestellt und nach weiteren Gesprächen, auch mit ihrer Familie in Kamerun, nahm sie die neue Staatsangehörigkeit an. Mehr als die Hälfte ihres Lebens hat sie in Deutschland verbracht. Im Nachhinein ist der Entschluss für sie eine Hilfe gewesen. Sie hatte endlich eine klare Entscheidung getroffen. Die innere Zerrissenheit, die die Frage nach dem Hier oder Dort verursacht hatte, war überwunden. Dabei half ihr auch die Tatsache, dass sie jederzeit in Kamerun Urlaub machen könnten.

Freiburg ist einfach anders

Ihre neue Heimat war nun also ganz offiziell Freiburg, mit 220.000 Einwohnern eine überschaubare Stadt. Besonders gefällt ihr die Tatsache, dass sie am Dreiländereck Deutschland, Frankreich und der Schweiz liegt. „Es ist einfach schön zu hören, wie an einem Samstag in der Innenstadt Franzosen und Schweizer reden. Es ist einfach eine bunte Stadt“, beschreibt Sylvie Nantcha ihre zweite Heimat. Die Menschen reflektieren einfach die Wärme. Überdies beschreibt sie Freiburg als weltoffen, tolerant und studentisch. Mehr als zehn Prozent der Einwohner sind Studenten, was der Stadt eine besondere Offenheit und Leichtigkeit verleiht, die sie selbst nicht mehr missen möchte.

Einstieg in die Kommunalpolitik

In der Hochschule hatte sich Sylvie Nantcha immer politisch für ihre eigenen und die Interessen ihrer Studenten engagiert. Zu ihrer Kandidatur für die CDU kam es, nachdem sie innerhalb ihrer Gemeinde von anderen CDU-Mitgliedern angesprochen wurde, ob sie nicht Interesse an einer Mitarbeit in der Partei hätte. Für ihr Engagement in der Gemeinde wurde sie sehr geschätzt. Die Anfrage war für sie zuallererst ein Schock, denn das Bild, das sie von Politikern hatte, war bei Weitem kein gutes.

In ihrer Heimat Kamerun stehen Politiker für Geldgier, Machthunger, Korruption und schmutzige Geschäfte. Wieder überlegte sie lange und entschied sich schließlich es zu versuchen. Ihren Entschluss begründet sie mit ihrer Liebe zu Freiburg. Sie wollte der Stadt auf diese Weise etwas zurückgeben.



Dr. Sylvie Nantcha mit Bundesministerin Dr. Kristina Schröder bei der Verleihung des Helene-Weber-Preises.
© BMFSFJ

Um sich in Sachen Kommunalpolitik fit zu machen, besuchte sie zwei Seminare der *Konrad-Adenauer-Stiftung*. Ebenso musste sie sich für die Bereiche entscheiden, in denen sie sich einsetzen wollte und wählte, ihren Kompetenzen folgend, Bildung und Integration. Es war schließlich eine kleine Sensation, dass Sylvie Nantcha auf Anhieb gewählt wurde. Das zeigte sich auch in dem Medienrummel, der um ihre Kandidatur herum stattfand. Für ihre politischen Leitlinien bilden ihre christlichen Werte das Fundament. Sie setzt sich für soziale Gerechtigkeit und Chancengleichheit insbesondere der Kinder und Frauen ein. „Ich kämpfe nicht für einige Privilegierte, ich kämpfe für eine gesamte Zielgruppe und ich möchte, dass jede Zielgruppe die gleichen Chancen hat.“

Anerkennung ihrer Arbeit

Am 25. September 2011 wurde Dr. Sylvie Nantcha mit dem *Helene-Weber-Preis* ausgezeichnet. Diesen Preis erhalten Frauen für besonderes und

ideenreiches Engagement in der Kommunalpolitik. Er ist zudem eine Art Nachwuchspreis, der nur an Frauen in der ersten oder zweiten Legislaturperiode vergeben wird. Sie erhielt den Preis für ihre erfolgreichen Projekte zum einen im Kinder- und Jugendbereich und zum anderen für ihren Einsatz für Integration speziell von Frauen und jungen Müttern. Ihre Gefühle zu der Auszeichnung waren anfangs geteilt. „Zu erst war ich sehr überrascht weil ich gedacht habe, es gibt etliche Frauen hier in Deutschland, die auch erfolgreiche Projekte durchgeführt haben und den Preis vielleicht mehr verdienen als ich. Auf der anderen Seite muss ich einfach akzeptieren, dass die Jury mich als Hauptpreisträgerin ausgewählt hat und natürlich bin ich total stolz und auch meine Fraktion und die Freiburger sind sehr stolz.“

Wirklichkeit – und kein Lippenbekenntnis!

Ihre Projekte sprechen für sich. So hat Dr. Nantcha in Freiburg eine Frauenunion gegründet, bei der sich regelmäßig Frauen mit und ohne Zuwanderungsgeschichte treffen, Erfahrungen austauschen, sich auf diese Weise besser kennenlernen und in der Folge Vorurteile abbauen.

Ein anderes Projekt beschäftigt sich mit der Betreuung von Kindern, während deren Mütter an einem Integrationskurs teilnehmen. Sie hat erkannt, dass viele Frauen an einem solchen Kurs teilnehmen wollen, aber wegen ungeklärter Kinderbetreuung in dieser Zeit, schlichtweg nicht können.

Sie ist dafür, dass auf allen Ebenen Plattformen geschaffen werden müssen, damit endlich ein echter Dialog zwischen den Menschen mit den verschiedensten Hintergründen stattfinden kann.

„Es bringt nichts, wenn ich über Integration ohne Migranten spreche“, sagt sie und fügt hinzu: „Ich wünsche mir, dass die Integration Wirklichkeit wird und nicht nur darüber gesprochen wird.“ So würde sie Politiker, die im Deutschen Bundestag über die Integration von Migranten palavern, zu gerne fragen, mit wie vielen Einwanderern sie selbst persönliche Kontakte pflegen, um Sorgen und Nöte der Menschen besser erkennen zu können. Denn dann würden sie wissen, dass uns letztlich die gleichen Fragen bewegen.

„Es bringt nichts, wenn ich über Integration ohne Migranten spreche. Ich wünsche mir, dass die Integration Wirklichkeit wird und nicht nur darüber gesprochen wird.“

„Ich mache mit! – Du auch?!“

Dass Elombo Bolayela nach Deutschland kam, habe sich „so ergeben“. Als Student demonstrierte der gebürtige Kongolese gegen das Regime von Mobutu Sese Seko und musste aus seiner Heimat fliehen. Heute engagiert er sich als einziger Abgeordneter schwarzafrikanischer Herkunft in der Bremer Bürgerschaft.

Von Svenja Schindelwig

Es ist gar nicht so einfach, Elombo Bolayela zu fassen zu bekommen. Eigentlich wollten wir uns nach einer „Aktuellen Stunde“ im Foyer der Bremischen Bürgerschaft treffen. Doch zuerst steht ein wichtiger Termin an: Alle Abgeordneten sind aufgefordert, an der Gedenkfeier für die Bremer Juden, die Opfer in der Reichspogromnacht wurden, teilzunehmen. So gewinne ich aber auch einen ersten Eindruck von dem deutschen Politiker mit afrikanischen Wurzeln.

Auf den ersten Blick wirkt Bolayela unglaublich hektisch, doch kann man es auch als Dynamik werten, getrieben von dem starken Wunsch etwas zu erreichen. Deswegen muss er nur noch schnell mit dem Einem und noch einem Anderen reden und wenigstens noch dem Bürgermeister „Guten Tag“ sagen. Anschließend ist er noch von Fraktionskollegen auf einen Kaffee eingeladen und so etwas müsse er auch annehmen als Neuling, wie Bolayela sich selbst bezeichnet.

„Ich bin Abgeordneter für alle in Bremen lebenden Menschen“

Dabei würde er auch in der Menge auffallen, wenn er nicht versuchen würde, jedem die Hand zu schütteln. Elombo Bolayela ist seit Juni 2011 der erste und auch einzige Abgeordnete schwarzafrikanischer Herkunft in der Bremischen Bürgerschaft. Damals gehörte der Sozialdemokrat zu den Gewinnern des neuen Persönlichkeitswahlrechts, das einem ermöglicht, mit genügend Stimmen auch von einer schlechten Listenposition aus an den eigenen Parteigenossen vorbei ins Parlament einzuziehen. Dort ist er nun Mitglied in den Deputationen Bildung, Integration und Gleich-



Elombo Bolayela

Geburtsdatum: 28. Dezember 1965
Geburtsort: Kinshasa / D.R. Kongo
Beruf: Politiker
in Deutschland seit: 1992
deutsche Staatsbürgerschaft: seit 2004
Grund für Migration: politisches Asyl
 (Flucht vor Mobuto-Regime)

stellung. Nicht nur bei dieser Aufzählung, auch bei der Definition seiner Ziele auf seiner eigenen Homepage, steht Integration bewusst erst an zweiter Stelle. Der 45-Jährige will nicht nur auf das Thema Integration reduziert werden, es gibt ganz andere Themen, die er leidenschaftlich angehen will. Die Vereinbarkeit von Familie und Beruf zum Beispiel. Bolayela ist, wie in Bremen üblich, nur zu 50 Prozent Politiker, seine Arbeit als Verkäufer in einer Baumarktkette macht er weiter, ebenso wie die im Betriebsrat und auch sein gewerkschaftliches Engagement ist unverändert. „Nebenbei“ hat er noch eine Frau und fünf Kinder. Bei ihm sind Familie und Beruf vereinbar. Dass sich aber vor allem Frauen oftmals zwischen Karriere und Kindern entscheiden müssen, stört Bolayela. So sei es nicht einmal in einem armen Land wie dem Kongo, echauffiert sich der Politiker; dort könnten sich die Frauen selbst aussuchen, wann sie wieder wie viel arbeiten. „Die Arbeitswelt sollte generell familienfreundlicher werden. Da müssen wir gemeinsam umdenken“, sagt er.

Auf dem Weg in eines der Bremer Cafés, mit einem Umweg über die Parteizentrale, erzählt er, dass er nicht immer nur als der schwarze Abgeordnete wahrgenommen werden will oder als der für Integration. Er setze sich auch für Bildung ein, die den Kindern und Jugendlichen eine Perspektive geben soll, egal welchen Hintergrund dieses Kind hat.

Anschließend findet er die Zeit für ein Gespräch über Integration, in einem Rahmen, der besser kaum sein könnte. Mir gegenüber sitzen nun der in der D.R. Kongo geborene Politiker und sein Wahlkampfberater, ein Franzose, der seit 25 Jahren in Deutschland lebt und sich noch immer seines Akzentes schämt. Außerdem sind zwei junge Politikstudentinnen anwesend, die eine mit Wurzeln in Sri Lanka, die andere ist mit acht Jahren aus der Türkei nach Deutschland gekommen. Die beiden begleiten Bolayela in seinem Politikalltag, und er unterstützt sie bei Studienprojekten, denn der Familienvater findet es wichtig, schon die Jugend an die Politik heranzuführen und sie dafür zu begeistern.

Immer wieder wird ihm die Frage nach seiner Geschichte gestellt, er beantwortet sie routiniert, ein wenig gelangweilt, aber geduldig: Im Zuge einer Demokratiebewegung im damaligen Zaire hat er im Februar 1992 als junger Wirtschaftsstudent mitgeholfen, eine Demonstration zu organisieren. Nachdem die letzten Wahlen im Land immer fast hundertprozentige Zustimmungen für den Machtinhaber Mobuto ergeben hatten, wurde die Forderung nach demokratischen Wahlen laut. Die Demonstration endete in einem Blutbad. Die offiziellen Stellen nennen 70 Tote, Bolayela spricht von 400 Getöteten. Bolayela selbst wurde am linken



© DfS e.V./Svenja Schindelwig

Bein verletzt und konnte in ein Krankenhaus im Nachbarland gebracht werden. Dort entkam er nur knapp einer Amputation. Zunächst dachte der Student noch, er könne zurück nach Hause, aber nicht einmal in dem Nachbarland war er sicher. Die Länder standen in Kooperation zueinander, so dass viele Flüchtlinge verhaftet wurden. Es schien ihm keine Wahl zu bleiben, also nahm er alles Geld, was er beschaffen konnte und floh nach Europa. Sein Weg brachte ihn über Moskau nach Hannover, dann nach Braunschweig. Er ist sich bewusst, dass er in Frankreich oder Kanada wahrscheinlich hätte weiter studieren können, aber Deutschland habe sich einfach so ergeben, und er scheint nicht traurig darüber zu sein.

Mich hat keiner nach Deutschland eingeladen.

Die ersten acht Jahre verbrachte der junge Mann dann schließlich in Syke, einer kleinen Stadt circa 25 Kilometer südlich von Bremen. Diese wenigen Kilometer zu überbrücken, war aber in den ersten drei Jahren unmöglich.

Die in Deutschland geltende Residenzpflicht war für den Asylbewerber Bolayela etwas gänzlich Neues. Demnach dürfen Asylbewerber nicht arbeiten und ihren zugewiesenen Ort nur mit einer Genehmigung verlassen. Zwanzig Mark Strafe kostete es damals, als er in Bremen ohne Genehmigung erwischte wurde. Aber das Risiko sei es ihm wert gewesen, schließlich hatte er eine Veranstaltung in einer Bremer Kirche. In seiner heutigen Position als Politiker versucht er, an dieser Residenzpflicht etwas zu ändern. Trotzdem hat er sich in Syke wohlfühlt und dort eine Tischlerlehre absolviert. Die Ablehnung, die viele Asylbewerber damals zu spüren bekamen, schlug ihm glücklicherweise nicht entgegen. Als Sohn eines protestantischen Pastors fand er Anschluss in der Kirchengemeinde und es war auch „was Neues, ein schwarzer Mensch in so einem kleinen Ort“, so dass offen auf ihn zugegangen wurde. Die Mitglieder der Kirchengemeinde haben ihn auch im Kampf gegen Behörden unterstützt, und eine alte Dame hat ihm nicht nur Deutsch beigebracht, sondern auch praktische Dinge wie zum Beispiel das Kaufen einer Bahnkarte. „Ich habe Glück gehabt“, sagt Bolayela heute.

Die Ablehnungshaltung gegenüber Asylbewerbern scheint er nicht persönlich zu nehmen, er ist vielmehr überzeugt, dass Deutschland Anfang der 90er Jahre noch nicht auf das Thema Asyl vorbereitet war, es gab andere Dinge, die Priorität hatten. Aber von dem Staat habe er mehr erwartet. Als Asylbewerber käme man in ein fremdes Land und wolle einfach nur dort in Sicherheit leben, doch wisse man nicht, was einen erwartet. Er war nicht darauf vorbereitet, dass er es dann mit Widerstand und Rechtsanwälten zu tun bekommen würde. In der Phase kenne man ja noch nicht einmal die Sprache.

Trotzdem hat er für sich entschieden, dass er hier bleiben und sich in Deutschland seine Zukunft aufbauen will, nachdem 1995 sein Asylantrag anerkannt wurde. Da ihn – so wie die meisten anderen Asylantragsteller auch – niemand nach Deutschland eingeladen hatte, gebe es auch die Möglichkeit wieder zu gehen. Für den Politiker ist das die entscheidende Frage,

die jeder mit sich persönlich ausmachen muss: „Dann kommt die Phase: Was will ich eigentlich in Deutschland? Will ich hier provisorisch leben oder will ich hier meine Zukunft?“ Er hat sich für die dauerhafte Variante entschieden, wurde am 30. April 2004 schließlich eingebürgert. Er akzeptiert aber auch, wenn jemand seinen Deutschlandaufenthalt nur als Übergang sieht. Aber er kenne auch viele Migranten, die ständig denken, dass sie wieder zurück in ihr Heimatland gehen werden und dann auf einmal

„Ich kenne viele Migranten, die den Glauben haben, sie werden in ihre Heimat zurück kehren. Dann realisieren sie eines Tages, dass sie schon 30 Jahre hier sind.“

feststellen, dass sie schon 30 Jahre hier sind. Diese Menschen hätten sich dann immer noch nicht mit den Menschen, der Sprache und den sozialen Regeln in Deutschland auseinander gesetzt und könnten sich nicht damit identifizieren. Bolayela hingegen hat dies getan. Nicht die zwanzig Stunden Sprachkurs, die Asylantragsteller angeboten werden, sondern sein eigener Ehrgeiz habe ihn Deutsch lernen lassen. Für ihn ist die Sprache ein Schlüssel zur Integration. Durch sie gewinnt man Sicherheit und Selbstbewusstsein; Freunde und Arbeit zu finden, wird durch den Spracherwerb auch einfacher.

Deutschland sei leistungsorientiert, auch daran müsse man sich erst einmal gewöhnen. Bolayela hat sich inzwischen nicht nur dran gewöhnt, er findet das auch gut. Es ist eine Grundlage für Chancengleichheit, demnach sollen die eine Arbeit bekommen, die gute Leistungen bringen, egal woher sie kommen. Leider scheint das nicht zu funktionieren, als Beispiel dafür führt er die Kinder und Jugendlichen an, die ihm sehr am Herzen liegen. Die Probleme kämen nicht ausschließlich durch Sprachprobleme der Jugendlichen beziehungsweise der Eltern, die dann nicht helfen könnten. Selbst die Kinder, die gut in der Schule sind und Abschlüsse machen, müssten oft feststellen, dass sie trotzdem keine Perspektive haben. „Da nutzt auch die gute Bildung nichts. Die haben dann auch keine Lust mehr“, berichtet der Politiker verständnisvoll. Wenn junge Menschen keine Perspektive bekommen, warum sollten sie sich dann durch etwas wie Schule einengen lassen? Er wolle sie nicht in Schutz nehmen, aber die Gesellschaft trage auch Verantwortung, es müsse das Signal gegeben werden: „Wenn du hier gut bist bei uns, dann kannst du alles werden! Dieses Signal brauchen alle Kinder, egal ob mit Migrationshintergrund, aus sozialschwachen Familien oder nichts dergleichen.“ Für ihn ist klar, dass der Staat hier seine Arbeit ansetzen muss.

„Sprache ist ein Schlüssel der Integration. Durch sie gewinnt man Sicherheit und Selbstbewusstsein. Auch Freunde und Arbeit lassen sich mit den richtigen Sprachkenntnissen leichter finden und halten“

„Gute Bücher können wir alle schreiben, aber wir wollen Fakten“

Deutschland sei erst seit sechs Jahren ein Einwanderungsland, da habe man neue Gesetze und auch gute Konzepte entwickelt, vorher habe man sich einfach nicht mit dem Thema Migration und Integration beschäftigt. Es sei kein attraktives Thema für die Politik und koste auch noch Geld. Leider, so Bolayela, scheiterten die damals erlassenen Gesetze meist an der Praxis, ihre



Elombo Bolayelas Arbeitsplatz: Der Plenarsaal der Bremischen Bürgerschaft. © DAS e.V./Svenja Schindelwig

Umsetzung bleibe fraglich. Bolayela fordert mehr eindeutige Signale seitens einer Politik, die die Richtung vorgibt. Dies solle aber geschehen, ohne wahltaktische Überlegungen mit einfließen zu lassen. Auch im Bereich der Arbeitswelt müsse der Staat mit gutem Beispiel vorangehen. Er würde sich beispielsweise mehr Migranten als Polizisten wünschen. „Warum gibt es dort so wenige? Sind sie alle dumm? Oder sind sie nicht erwünscht?“ Er will die Diskrepanz zwischen einer von ihm als sehr offen empfundenen Gesellschaft und einem Staat, der theoretisch gute Ansätze hat, aber in der Praxis oft Hindernisse in den Weg legt, nicht akzeptieren. Der Staat solle zeigen, dass er das Thema Integration ernst nimmt und als Beispiel dient. „Gute Bücher können wir alle schreiben, aber wir wollen Fakten“, kritisiert er. Alle Parteien müssten sich jetzt des Themas annehmen, wenn sie konsequent sein wollen. „Integration müssen wir nicht machen, wir können es auch so lassen, aber wenn, dann müssen wir das auch ganz vernünftig und ehrlich machen“, sagt der Sozialdemokrat, der keine Lust mehr auf leeres Gerede hat. Er bringt es auf den Punkt: „Integration ist Teilhabe, Chance in der Bildung und ein Arbeitsplatz.“

Viele haben es aber auch schon ohne die Hilfe des Staatsapparates geschafft, wenn auch mit mehr Schwierigkeiten. Integration sei etwas, was sich auch von allein entwickle, wie Bolayela mehrmals betont. Es sind nicht nur die Ansätze der Politik oder die Gesellschaft, die sich immer mehr damit auseinandersetzt, sondern die Migranten selbst. Sie seien selbstbewusster geworden mit Rechten und Pflichten, die sie sich durch ihre Arbeit für Deutschland erworben haben. Man könne inzwischen nicht mehr über sie hinweg sehen, „die haben Firmen, die sind in der Politik, das ist auch ein Prozess und der läuft und funktioniert, aber die Rahmenbedingungen haben lange auf sich warten lassen.“ Schockierend findet es Bolayela dann wieder, wenn der deutsche Staat solche Leistungen und Bemühungen von Migranten nicht anerkennt. Er kenne Menschen, die seit 15 Jahren hier lebten und immer noch im Status der Duldung seien. Sie hätten Kinder, die hier geboren wurden und perfekt Deutsch sprechen und dann erst eine Aufenthaltsgenehmigung bekamen, weil sie gut in der Schule waren. Er engagiert sich nun dafür, leichtere Bedingungen für diejenigen zu schaffen, die etwas leisten wollen. Menschen, die hier schon lange leben, keine Vorstrafen haben, die sozialen Umgänge kennen, die Sprache beherrschen und Abschlüsse haben. Die sind in Bolayelas Definition „Landsmänner“.

„Integration ist Teilhabe, Chance in der Bildung und ein Arbeitsplatz.“

Des Weiteren spricht er sich für eine positive Diskriminierung aus, also die gezielte institutionelle Förderung von Migrantinnen und Migranten, wie es uns unser Nachbar Frankreich vormacht. Er sieht das als eine Art der Förderung von Menschen, die bisher keine Unterstützung erhalten haben. In Bremen gebe es sinnvolle Projekte wie *Mama lernt Deutsch*. Dort werden Mütter gefördert, die ihr Kind in einer Gruppe abgeben können, um Zeit für Deutschstunden zu haben. Das Problem ist bisher nur der geringe Bekanntheitsgrad solcher Programme. Ein weiteres Projekt, durch das sich Bremen hervorhebt, ist die Schulung von Mitarbeitern der Stadt in Sachen interkulturelle Kompetenz. Die Behörden gehörten bisher zu den Problemquellen, so Bolayela, wodurch sich beispielsweise Asylbewerber Ablehnung und Widerstand ausgesetzt fühlten. Jetzt sollen die Beamten mehr Offenheit kommunizieren und sachlicher mit den Menschen umgehen.

Ein Deutscher aus Kongo

In seinem persönlichen Umfeld gibt es die Ausländerproblematik eigentlich nicht. Er denke nicht in Gruppen, er sehe alle als Bremer und

Bremerinnen, für ihn zählt der Faktor Mensch und da sehe er keine Unterschiede. Erst vor einem Jahr habe der *Weser Kurier* geschrieben: „Ein Deutscher aus Kongo“, woraufhin er seine Frau und Kinder gefragt habe, ob das stimme. Die haben ihm das bestätigt, und er akzeptiert das. Bolayela kann sich mit seinem Leben hier identifizieren. Bei seiner letzten Reise in die Demokratische Republik Kongo vor vier Jahren hat er für sich festgestellt: „Das ist meine Heimat, und Deutschland ist meine zweite Heimat.“ Allerdings findet er nicht so viel Zeit, sein Geburtsland zu besuchen. Die Verbindung besteht trotzdem, immerhin lebt dort der Großteil seiner Familie. Zudem hört er leidenschaftlich kongolesische Musik und auf Fufu – einen festen Brei aus Maniok oder Yams und Kochbananen – könne er auf keinen Fall verzichten. Genauso wenig möchte er aber Wurst und das deutsche Frühstück missen.

In einem Punkt erfüllt Bolayela das Klischee der Deutschen, das ihm auch schon vor seiner Ankunft in Deutschland zu Ohren gekommen sei: Er liebt Pünktlichkeit. So sehr hatte ihn damals eine Beobachtung des Bahnhofs in Hannover beeindruckt: Erst war alles voll, zwanzig Minuten später alles leer, zehn Minuten später wieder alles voll, es sei ihm „computergesteuert“ vorgekommen. Und im Asylbewerberheim kamen die Putzkolonnen schon um sechs Uhr morgens, putzten und waren dann alle wieder weg. Diese Genauigkeit hat er zu schätzen gelernt. „Manchmal sind wir zu perfekt“, aber er empfindet das als Qualität. Ein wenig von der afrikanischen Gelassenheit? Nein, die wolle er hier nicht. Unpünktlichkeit und Unzuverlässigkeit könne er heute nicht mehr tolerieren, man müsse sich auf ein Wort verlassen können. Das sei ein Problem in Afrika, wenn auch kein pauschales, dass oft unprofessionell mit Pünktlichkeit und Leistung umgegangen werde. Die Redewendung „des Deutschen Pünktlichkeit ist zehn Minuten vor der Zeit“ habe er bereits im Asylbewerberheim gelernt und hält sich bis heute daran.

Die ewige Meckerei hingegen mag er nicht, nimmt sich selbst aber nicht davon aus. „Wir vergessen oft, dass wir in einem demokratischen Land

„Wir vergessen oft, dass wir in einem demokratischen Land leben, wo viele Sachen gut geregelt sind. Trotzdem meckern wir. Wir sollten nicht vergessen auch über die guten Dinge zu sprechen.“

leben, wo viele Sachen gut geregelt sind. Trotzdem meckern wir.“ Kritik sollte zielgerichteter sein, nicht einfach pauschal geäußert werden, nur punktuell sei es auch konstruktiv. Daneben sollte man aber nicht vergessen, auch mal laut zu sagen, was gut war. Diese Frage nach den positiven und negativen Seiten Deutschlands hat Bolayela selbst letztens in einer Schule gestellt und bekam dort erstaunliche Antworten. Unter anderem zählte ihm ein

Grundschulkind das Steuersystem als Negativpunkt auf. Die guten Dinge seien dafür nicht so zahlreich gewesen. Daraufhin hat er ihnen zu denken gegeben, dass sie kostenlos zur Schule gehen könnten, während er selbst ein Jahr lang nicht die Möglichkeit hatte, den Unterricht zu besuchen, da sein Vater nicht für all seine Kinder das Schulgeld in Höhe von 100 US-Dollar zahlen konnte. Wir leben in Sicherheit, in einem sozialen friedlichen Land, habe er sie erinnert.

In seiner Freizeit ist Bolayela in dem *Chor ohne Grenzen e.V.* aktiv, den er 2002 mitgründete und dem er seither zusammen mit dem Chorleiter vorsteht. Gemeinsam entscheiden sie, welchem Projekt die Einnahmen durch Konzerte und Ähnlichem zu Gute kommen werden. Ungefähr zwanzig Leute aus verschiedensten Ländern und Kulturen machen gemeinsam Kirchenmusik und unterstützen damit unterschiedliche Kinderprojekte. Im Mittelpunkt steht dabei immer der Mensch, nicht dessen Herkunft. Bei den geförderten Projekten handelt es sich um ein Kinderheim im Kongo, was drei Jahre lang unterstützt wurde und eines in Angola. Dieses Jahr fließt die Hilfe nach Kolumbien, nächstes Jahr vielleicht nach Tansania.

„Es ist ein nettes Volk“

Der Schlüssel für eine gelungene Integration stecke in jedem selbst. Man solle sich mit der Mentalität des Gegenübers auseinander setzen. Und auch wenn wir Deutschen viel meckern, seien wir doch ein nettes Volk. Hier sei man richtig, wenn man etwas leisten und erreichen wolle. „Wenn man hier in Deutschland etwas erreichen will, muss man die Sprache können“, nur so könne man sich ausreichend Gehör verschaffen, um seine Interessen zu vertreten und sich Respekt zu verschaffen. Dieser Respekt, gepaart mit Toleranz gegenüber jeglicher Religion oder sonstigen Merkmalen, die Menschen voneinander unterscheiden können, bilde die Grundlage für Integration. Auf dieser Basis könne man sich langsam näher kennen lernen, woraus wiederum Akzeptanz wachsen könne. Integration kann für Bolayela nur funktionieren, wenn die Menschen sich respektieren und tolerieren. „Daraus folgt dann Akzeptanz, und dann ist jeder frei“, dessen scheint sich Bolayela sicher zu sein. Wenn man diesen Weg geht, kann man vielleicht auch eines Tages von sich genauso überzeugt sagen, wie es Elombo Bolayela tut: „Ich bin Deutscher wie alle anderen auch.“

„Integration kann meiner Meinung nach nur dann funktionieren, wenn sich die Menschen gegenseitig respektieren und tolerieren. Daraus folgt dann Akzeptanz und dann ist jeder frei.“



Stefanie-Lahya Aukongo

Geburtsdatum: 13. September 1978

Geburtsort: Berlin / DDR

Beruf: Public Managerin

in Deutschland seit: 1978 (mit Unterbrechung)

deutsche Staatsbürgerschaft: seit 1995

Grund für Migration: Bürgerkrieg

Von der Kunst keine Heimat zu haben

Wie viel passt in ein junges Leben? Wie viele Wege können sich in einer einzigen menschlichen Existenz verbinden? Wie weit entfernt kann Zuhause sein, wenn es sich keinem Ort mehr zuordnen lässt? Stefanie-Lahya Aukongo vereint in ihrer Person mehr als hier in diesem Text möglich sein wird zu beschreiben. Auf wunderschön verstörende Art und Weise entzieht sie sich dabei einfachen Kategorien. So unwahrscheinlich ihre schiere Existenz vor dem Hintergrund ihrer Lebensgeschichte erscheint, so leidenschaftlich kämpft Stefanie-Lahya als Autorin, Seminarleiterin und Referentin einer Nichtregierungsorganisation für eine Welt, von der sie fordert: „Raus aus dieser Definitionsfrage! Hin zur Begegnung mit Menschen!“ Über die Integration einer Deutschen, den Zwang, eine Heimat zu haben und Klischees, die nicht heilen wollen.

Von Hendrik Lehmann

Als Stefanie-Lahya nach Berlin kam, war sie noch nicht einmal auf der Welt. Drei Monate vor ihrer Geburt kam ihre Mutter im Klinikum Buch in Ostberlin an, mit eiternden Wunden am Bauch und Munitionsresten in der Hüfte. Clementine Aukongo war 1978 eines der Opfer des Massakers von Kassinga, einem Angriff der südafrikanischen Apartheidtruppen gegen ein namibisches SWAPO-Lager im Süden Angolas.

Namibia, die ehemalige deutsche Kolonie, stand bereits seit 1920 unter der Herrschaft Südafrikas, das seine Apartheidpolitik kontinuierlich auch auf Namibia ausgedehnt hatte. Als der Befreiungsorganisation der *Südwestafrikanischen Volksorganisation* (SWAPO) 1973 von der UNO der Status der „authentischen Repräsentation des namibischen Volkes“ zuerkannt wurde, markierte dies nicht das Ende, sondern den Beginn eines langen Kampfes um die Freiheit und Unabhängigkeit Namibias. Vor dem Hintergrund des Kalten Krieges, der sich mit kubanischen Truppen in Angola zu einem heißen auswuchs, stellte das Kassinga-Massaker den ersten großen Angriff der Südafrikanischen Armee gegen eine Einrichtung der SWAPO dar. Mehr als 600 Menschen starben, die meisten davon Zivilisten.



Stefanie-Lahya mit Petra (l.) und Ines (r.), den Töchtern der Schmieders. © privat

Clementine Aukongo flüchtete, wurde in die Hüfte geschossen und schaffte es irgendwie, sich zu verstecken und dabei auch noch ihre Wunde abzubinden. Sie wurde von Helfern gefunden und hatte nach mehrwöchigem Transport und aufgrund ihrer Schwangerschaft das Glück, als eine von 20 Verwundeten in die DDR ausgeflogen zu werden. Diese hatte beschlossen, die sozialistisch geprägte SWAPO mit solchen öffentlichkeitswirksamen „Solidaritätsaktionen“ zu unterstützen. Im Klinikum Berlin-Buch angekommen, beschloss Clementine Aukongo, das Kind auf jeden Fall zu bekommen. Dafür musste sie weitere drei Monate auf ihre eigene Behandlung warten, denn eine Operation an der Hüfte hätte das Ungeborene in Gefahr gebracht. Sie benannte ihre Tochter nach einer der Krankenpflegerinnen: Stefanie. Als Zweitnamen erhielt sie den Namen ihrer Tante, Lahya.

Da Stefanies Mutter kurz nach der Geburt operiert werden musste und kaum in der Lage war, sich um ein Neugeborenes zu kümmern, wurde eine pragmatische Lösung gefunden, die Stefanies weiteres Leben bestimmen sollte. Petra Schmieder, die zu jener Zeit gerade ein Pflichtpraktikum als

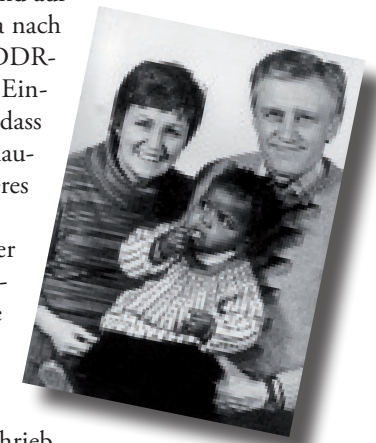
Vorbereitung auf ihr Medizinstudium in Buch absolvierte, sollte das Kind vorübergehend mit nach Hause nehmen. Sie setzte sich gegen die anfänglichen Bedenken ihrer Eltern durch und nahm das Kind in ihre Obhut. Zu diesem Zeitpunkt war bereits deutlich geworden, dass die Schusswunde auch Stefanie zugesetzt hatte. Dass Stefanie heute nicht wesentlich stärker körperlich behindert ist, hat sie einem weiteren Zufall zu verdanken. Der Vater von Petra, Rudolf Schmieder war zu jener Zeit Nationaltrainer der Eisschnellläuferinnen der DDR. Er nutzte sein physiotherapeutisches Wissen, um mit Stefanie täglich Übungen gegen Fehlentwicklungen zu machen.

So lange Clementine im Krankenhaus blieb, boten die Schmieders Stefanie ein Zuhause. Die Genesung der Mutter zog sich hin, und Stefanie wurde zu einem Teil der Familie. Sie wurde regelmäßig zur Mutter ins Krankenhaus gebracht, später kam Clementine selbst immer wieder zu den Schmieders nach Hause.

Zurück in den Bürgerkrieg

Nach knapp eineinhalb Jahren kam die plötzliche Nachricht vom DDR-Solidaritätskomitee: Stefanie und ihre Mutter müssen zurück, die Behandlung ist abgeschlossen, die „Soliaktion“ beendet. Die Tatsache, dass Clementine Aukongo nur auf Krücken laufen konnte, ihre Tochter in ihrer körperlichen Entwicklung weit hinterher und auf intensive Pflege angewiesen war und in Namibia nach wie vor der Bürgerkrieg tobte, interessierte die DDR-Behörden wenig. Die Schmieders versuchten, Einspruch einzulegen, nicht zuletzt, weil klar war, dass die junge Familie Aukongo in Namibia kein Zuhause haben, kaum eine andere Bleibe als ein weiteres Flüchtlingslager vorfinden würde.

Zurück in Namibia verschlechterte sich der Gesundheitszustand von Stefanie dann auch zunehmend. Über ihre zweite Tochter Ines, die bei der DDR-Fluggesellschaft *Interflug* arbeitete, erhielten die Schmieders davon vereinzelte Berichte. Rudolf Schmieder versuchte, seine privilegierte Stellung in der DDR zu nutzen, schrieb Briefe an Behörden, kämpfte für die Rückkehr der Aukongos. Ohne Erfolg. Letztlich begegnete Ines auf



1979: Stefanie mit ihren Pflegeeltern, den Schmieders. © privat

einem ihrer Flüge Margot Honecker und schilderte ihr die Geschichte von Stefanie. Das trug Früchte. Anfang 1981, ein knappes Jahr nach ihrer Abschiebung, durfte Stefanie zurück zu den Schmieders und in medizinische Betreuung. Ihre Mutter musste indes zurück bleiben. Sie akzeptierte es, weil sie selbst nicht die nötige Pflege ihrer behinderten Tochter aufbringen konnte.

Seitdem lebt Stefanie in Deutschland. Sie wurde zu einem Teil der Familie Schmieder, konnte sich gesundheitlich wieder erholen und absolvierte die Schule mit der mittleren Reife. Einfach war das nicht immer. Sie wuchs mit dem Gefühl auf, stets nur geduldet zu sein. Die Angst, jeden Moment wieder abgeschoben zu werden, bestimmte ihre gesamte Kindheit und frühe Jugend.

Ressentiments und Ausgrenzung, verstärkt durch die Tatsache, dass schwarze Menschen in der DDR die absolute Ausnahme darstellten, waren Stefanies ungebetene Begleiter: „Dass ich bis auf zwei Jahre in Deutschland aufgewachsen bin, änderte nichts daran, dass ich mich als Kind den ganzen Tag nur versteckt habe, dass ich es nicht ausgehalten habe, ins Ferienlager zu fahren, weil mich alle immer erstmal angestarrt haben; dass ich nicht gerne auf Jahrmärkte gegangen bin, weil ich ständig selbst eine Attraktion war.“

Direkte körperliche Gewalt erfuhr sie selbst in ihrer Jugend nicht. Sie musste allerdings täglich mit ansehen, wie der einzige andere schwarze Junge auf ihrer Schule im Pausenhof verprügelt wurde. Wenn sie versuchte, sich darüber bei der Lehrerschaft zu beschweren, wurde relativiert: „Das sind doch nur Prügeleien zwischen Jungs.“

„Sie werden wir ja nicht wieder los!“ – 380 Bewerbungen

1995, fünf Jahre nach der Wiedervereinigung, erhält Stefanie -Lahya die deutsche Staatsbürgerschaft. Um eine Abschiebung muss sie sich nun nicht mehr sorgen. Sie ist endgültig in Deutschland angekommen. Wirklich?

Im Dezember 2010 schreibt sie einen Brandbrief an über 50 verschiedene Regierungs- und Nichtregierungsorganisationen, an Ministerien und den Bundespräsidenten. Sie ist mittlerweile 32 Jahre alt. Anlass des Briefes sind vor allem die 380 Bewerbungen, die sie in ihrem Leben bis zu diesem Zeitpunkt geschrieben hat, nur einige wenige davon Initiativbewerbungen. In dem Brief schreibt sie:

„Ich habe einen deutschen Pass, spreche die deutsche Sprache und bin deutsch sozialisiert. Doch erlebe ich einen anderen Alltag.“

„Ich habe einen deutschen Pass, spreche die deutsche Sprache und bin [...] deutsch sozialisiert. Doch erlebe ich einen anderen Alltag. Chancengleichheit, Gleichbehandlung, Freiheit – ich möchte gerne glauben, dass ich die ‚gleichen Chancen‘ hatte/habe wie meine ehemaligen Mitschüler, Kommilitonen oder Mitbewerber um die bisher 380 Arbeitsstellen, die ich nicht bekommen habe [...]. Ich möchte gerne glauben, dass ich gleichermaßen ‚frei‘ bin in der Wahl meines Ausbildungsplatzes – als schwarze und schwerbehinderte Bundesbürgerin, die ich nun einmal bin.“

Nach ihrem Realschulabschluss absolvierte Stefanie zunächst eine Ausbildung zur Bürokauffrau. Im Anschluss daran holte sie im Abendstudium ihre Fachhochschulreife nach und studierte schließlich Public Management und Public Governance an der *Hochschule für Wirtschaft und Recht* in Berlin. Parallel absolvierte sie unzählige Praktika bei Botchaften, im Bundespräsidialamt, in Vereinen und Stiftungen. Und als sei das nicht schon genug, schrieb sie nebenbei ihre Autobiografie *Kalungas Kind* (siehe *Literaturempfehlungen*), die 2009 erschien, im gleichen Jahr, in dem Stefanie ihr Diplom absolvierte.

Wenn Stefanie heute darüber spricht, ist sie noch immer verwundert über die offene Ablehnung aufgrund ihrer Hautfarbe und ihrer Behinderung. „Ach, Sie sind schwerbehindert, da werden wir sie ja nie wieder los...“, murmelt eine Personalbearbeiterin beispielsweise beim Durchsehen ihrer Unterlagen vor sich hin. Sie sitzt ihr dabei gegenüber. In einem anderen Fall hört sie über Ecken, warum ein Unternehmen sie nicht einstellen wollte. Man wolle nicht riskieren, dass die anderen Leute schlecht darüber denken. Warum die Hautfarbe und eine Behinderung im dritten Jahrtausend immer noch ein Problem bei Bewerbungen darstellen, versucht Stefanie folgendermaßen zu erklären: „Weil es eben nicht normal ist, müssen die Leute eine größere Anstrengung unternehmen. Sich darauf einzulassen, sind viele nicht bereit.“

Warum die Hautfarbe und eine Behinderung im dritten Jahrtausend immer noch ein Problem darstellen, versucht Stefanie folgendermaßen zu erklären: "Weil es eben nicht normal ist, müssen die Leute eine größere Anstrengung unternehmen. Sich darauf einzulassen, sind viele nicht bereit."

Letztendlich aber zeigten all ihre Arbeit und ihr Brief doch Erfolg: Seit dem 1. Juli 2011 ist Stefanie Referentin für Marketing, Kommunikation und Fundraising bei einer integrations- und afrikapolitischen Organisation. Das Jobangebot sei allerdings nicht alleine aufgrund ihres Briefes gekommen. Vielmehr war man schon aufgrund ihrer unzähligen freiberuflichen Tätigkeiten auf sie aufmerksam geworden: „Die hatten schon



Stefanie-Lahya an ihrem Arbeitsplatz. © DAS e.V./ Hendrik Lehmann

Wind von mir bekommen, aber dieser Brief begünstigte das natürlich noch um einiges.“

Dass sie nun eine Festanstellung gefunden hat, freut Stefanie-Lahya auch noch aus einem weiteren Grund. Der größte Teil ihres Briefes handelte nämlich nicht von ihr selbst. Ganz im Gegenteil verweist sie trotz 380 erfolglosen Bewerbungen noch auf ihre privilegierte Lage, ruft zu mehr Aufmerksamkeit gegenüber Ungleichheit auf und prangert rassistische Vorurteile bei der Vergabe von Arbeitsplätzen an. Gegen diese Missstände hofft sie nun im Rahmen ihrer Arbeit angehen zu können: „Zumindest möchte ich den Leuten, die es hören wollen und die es hören müssten, die Augen öffnen. Da bin ich froh, dass ich durch meine Arbeit wenigstens einen kleinen Teil dazu beizutragen kann. Zu einer etwas anderen Kommunikation über Afrika. Dazu, anderen die Menschen von diesem Kontinent sichtbar zu machen. Das ist mein Beitrag.“

Ihr Beitrag beschränkt sich allerdings nicht auf ihren Job. Daneben arbeitet Stefanie weiterhin bei Workshops und Seminaren zu deutsch-

afrikanischen Austauschprogrammen, gibt Lesungen und berät andere Initiativen und Organisationen.

Das tatsächlich Erstaunliche am Tonfall sowohl ihres Briefes, als auch des Buches und ihrer Art, über Verteilungsgerechtigkeit und Rassismus zu sprechen ist ein Detail, das erst auf den zweiten Blick auffällt: Trotz aller Empörung und aller berechtigten Wut mit der manche Passagen geschrieben sind, trotz all dem Unschönen, das Stefanie in ihren 33 Lebensjahren erfahren hat, ist da keinerlei Anflug von Hass. Weder tiefe Resignation noch der Verlust der Ideale, die ihr selbst gegenüber oft gebrochen wurden. Stattdessen schöpft sie aus all dem ein tiefes Verständnis für die Ausgegrenzten dieser Gesellschaft und den Willen, alles ihr Mögliche daran zu setzen, eine Alternative zu schaffen, in der solche Klischees und Ungerechtigkeiten eines Tages der Vergangenheit angehören.

„Zuhause“ zwischen Sicherheit und rassistischen Ressentiments

Stefanie-Lahya ist Deutsche. Doch Afrika bleibt in ihr: „Afrika ist für mich meine Vergangenheit, meine Gegenwart und meine Zukunft. Für mich persönlich ist die Tatsache, dass ich jetzt hier sitze, Afrika. Die Tatsache, dass ich hier her gekommen bin ist Afrika und ich kann gar nicht anders, als das ständig als Teil meiner Gedanken, meines Handelns, meines Blickes zu haben. Weil ich durch mein Afrikanischsein, durch mein Namibischsein, durch mein Schwarzsein diesem Kontinent, den Menschen auf diesem Kontinent so nah, so verpflichtet bin. Wenn ich im Supermarkt stehe und ein kleines Mädchen mich anstarrt, ist das Afrika. Weil ich mich frage: ‚Warum guckt die mich so an?‘ Der Grund, warum ich hier sitzen darf und dieses Interview führen darf, ist: weil ich schwarz bin, weil ich afrikanisch bin, weil ich irgendwie anders aussehe oder bin.“

„Afrika ist für mich meine Vergangenheit, meine Gegenwart und meine Zukunft...Weil ich durch mein Afrikanischsein, durch mein Namibischsein, durch mein Schwarzsein diesem Kontinent so nah, so verpflichtet bin.“

Die Wörter „Zuhause“ und „Heimat“ sind für Stefanie mit vielen Konflikten behaftet. Ihr gegenüber wurden sie meist erwähnt, um sie zu fragen, wann sie denn wieder zurück gehe, „nach Hause“. Gemeint war immer Namibia. „Mir gab das immer auch ein bisschen das Gefühl, auf der Flucht zu sein, nicht richtig gewollt zu sein, nicht richtig ankommen zu dürfen, nicht richtig angekommen zu sein. Aber ich bin nicht mehr auf der Flucht. Ich lebe hier. In Deutschland.“

Seit ihrem vierzehnten Lebensjahr reiste Stefanie in regelmäßigen Abständen nach Namibia, um ihre leiblichen Eltern zu besuchen. Dabei erlebte sie gleich mehrere Kulturschocks: Sie spricht die Sprache nicht, kann manche Verhaltensweisen nicht deuten und trifft auf eine Mutter, die ihr so nah wie fremd ist. In Namibia wird sie als Europäerin gesehen, als Deutsche. Sie wiederholte diese Reisen immer wieder. Vorerst für Familienbesuche, später für ein Praktikum und für ihr Buch. Nach den anfänglichen inneren Verwirrungen, die diese Besuche auslösten, beschäftigte sie sich ausführlicher mit der Geschichte des Landes und ihrer eigenen Familie. Besonders ihre Großmutter auf dem Land zeigte ihr Realitäten, die sie nachhaltig prägten.

So wenig allerdings, wie Stefanie in Namibia das Gefühl hat, zuhause zu sein, hat sie es in Deutschland – obwohl sie hier lebt, arbeitet, Freunde und Familie hat, kurz: integriert ist. Nicht zuletzt, weil sie nicht immer auch als Deutsche behandelt wird. Für viele scheinen ihre Hautfarbe, ihre Haare, kurz: Äußerlichkeiten, mehr über ihre Nationalität auszusagen als ihr einwandfreies Deutsch mit leichtem Berliner Akzent. So war die erste Frage ihres neuen Nachbarn im Berliner Bezirk Tiergarten einen Monat nach ihrem Umzug nicht etwa, welchen Beruf Stefanie hat. Auch nicht nach ihrer Meinung zum Wetter oder zur Tagespolitik. Stattdessen fragte sie der Mann aus dem Nebenhaus: „Also verstehen Sie das nicht falsch, äh... Aber Sie kommen abends immer so spät nach Hause und sind ja auch immer so sexy angezogen. Da haben wir uns im Haus gefragt: Sind Sie eigentlich Prostituierte?“ Wäre ihr das passiert, wenn sie weiß wäre?

Ein anderes Mals, als sie an einer Grundschule aus ihrem Buch las, bekam sie von den Schülern und der Lehrerin als Dankgeschenk ... drei Bananen.

So herzlich Stefanie über solche Geschichten lachen kann, prägen die darin zum Ausdruck kommenden Vorurteile, die sich leider im festen Rhythmus wiederholen, auch Stefanie-Lahyas Begriff von Zuhause: „Zuhause ist da, wo meine Gegenwart nicht hinterfragt wird, wo ich einfach sein kann.“

Gleichzeitig schätzt Stefanie an Deutschland neben all der persönlichen Zuneigung und Unterstützung, die ihr im Verlauf ihres Lebens zuteil wurden, insbesondere eine gewisse Sachlichkeit und den Gerechtigkeitsinn, den sie hier entwickelt hat: „Das ist wichtig. Das ist auch nicht besser oder schlechter als diese Ruhe, diese Kreativität und dieser Glaube, die

ich aus Afrika mitnehmen kann. Die Chance, beides in meinem Leben zu haben, finde ich gut, eine gute Kombination.“

„Mehr Normalität“

Anstatt sich die ganze Zeit mit der Herkunft und Einordnung anderer Menschen zu beschäftigen, wünscht sich Stefanie-Lahya deshalb „mehr Normalität“ im Umgang miteinander. Ein Miteinander, in welchem weniger Schubladen-Definitionen als Bedürfnisse der Einzelnen eine Rolle spielen. Dass dieser Wunsch ein so persönlicher wie politischer ist, wundert kaum. Was Stefanie-Lahya für sich fordert, fordert sie immer auch im Bezug auf globale Missstände. Etwas anderes, als sich als Weltbürgerin zu begreifen, kann und will sich Stefanie-Lahya Aukongo deshalb nicht vorstellen.

Ein Bundesbruder in Weiß

***In tempestate securitas* – „Im Sturme Sicherheit“ –, so der Wahlspruch der Katholischen Deutschen Studentenverbindung *Alemannia*. Sicherheit: Genau das bietet die Verbindung dem Kameruner Christian Fahé, als er zum Medizinstudium nach Greifswald kommt, einer Stadt in Vorpommern mit einem geringen Ausländeranteil.**

Von Maria Kind

Seitdem er denken kann, will Christian Fahé Medizin studieren. In seinem Heimatland Kamerun ist das zu Beginn der neunziger Jahre jedoch nur an einer einzigen Universität möglich. 1993 beschließen sein Vater, damals ein hoher Beamter im kamerunischen Verteidigungsministerium, und seine Mutter, eine erfolgreiche Geschäftsfrau, dass Christian und zwei seiner Geschwister die Schule in Frankreich besuchen sollen. Nach dem Abitur in Frankreich geht sein Bruder nach Belgien, seine Schwester nach Italien. Christian schlägt es aufgrund der „verhältnismäßig leichten Zugangsbedingungen“ zum Medizinstudium nach Deutschland.

Zunächst absolviert er erfolgreich einen siebenmonatigen Intensivdeutschkurs in Clausthal-Zellerfeld in Niedersachsen und bewirbt sich anschließend deutschlandweit um einen Studienplatz; insgesamt bei 37 Universitäten. Aus Greifswald kommt zügig die erste Bestätigung. Christian, der keine Zeit verlieren will, nimmt den Platz direkt an. „Ich war jedoch schon ein bisschen enttäuscht“, sagt er ehrlich. „Eigentlich hatte ich mir ein Studium am Puls der Gesellschaft gewünscht. Greifswald schien das genaue Gegenteil zu sein.“

Wo bin ich hier gelandet?

So landet Christian 1998 in Greifswald. Der erste Eindruck schockiert den lebensfrohen jungen Kameruner. Die Stadt an der Ostsee wirkt fremd und abweisend, überall sind Baustellen, die Straßen während des Sommers menschenleer und ungepflegt. „Greifswald war so anders. Ganz anders als ich Deutschland bisher kennengelernt hatte. Ganz anders als



Christian Fahé

Geburtsdatum: 22. Mai 1978

Geburtsort: Youndé / Kamerun

Beruf: Arzt

in Deutschland seit: 1997

deutsche Staatsbürgerschaft: seit 2006

Grund für Migration: Studium

Stuttgart, Hannover, Braunschweig, München.“ Christian schluckt seinen Unmut herunter und beißt die Zähne zusammen – schließlich geht es ihm ja um das Medizinstudium. Ein von der Universität organisiertes Orientierungsprogramm für Studienanfänger macht für ihn das Leben etwas leichter, er lernt auch die schöneren Ecken der Region, wie Usedom und Rügen, kennen und beginnt sich einzuleben.

Von zwei kamerunischen Freunden, die schon seit einigen Jahren in Greifswald wohnen und bereits mehrfach Opfer gewalttätiger Überfälle wurden, wird Christian vorgewarnt: so ganz ausländerfreundlich sei Greifswald nicht. Eine Einschätzung, die Christian schon bald selbst am eigenen Leibe zu spüren bekommt. Mehrfach wird er auf der Straße auf das Übelste beschimpft. „Doch einmal bekam ich es wirklich mit der Angst zu tun“, so Christian. Er erzählt von einem Vorfall, der sich ereignet, als er schon einige Zeit im Haus einer Studentenverbindung wohnt. „An einem Sommerabend fuhr ich nach einem Treffen mit Freunden nach Hause zu meinem Verbindungshaus. Plötzlich merkte ich, dass ich von einer Gruppe Rechtsradikaler verfolgt wurde. Sie kamen mir immer näher und ließen erst von mir ab, als ich auf den Hof des Verbindungshauses fuhr. Ich bin mir sicher, dass die Sache nicht so harmlos ausgegangen wäre, wenn meine Verbindungsbrüder nicht im Hof gewesen wären“, erinnert sich Christian.

Ein Bundesbruder aus Kamerun

In die Katholische Deutsche Studentenverbindung *Alemannia* war Christian einige Monate zuvor aus reinem Zufall gekommen. Auf der Suche nach einer neuen Unterkunft sieht er an der Universität deren Aushang „Zimmer frei“. Das Wort Verbindung liest er zwar, der Begriff ist ihm zu diesem Zeitpunkt jedoch nicht geläufig. „Im Deutschen kann Verbindung ja so vieles heißen“, fügt Christian mit einem Lächeln hinzu. Bei der Besichtigung des Zimmers bietet die Verbindung ihm an, doch erst einmal für einen Monat zu ihnen zu ziehen, damit er das Verbindungsleben kennenlernen kann. Die Besichtigung verläuft unspektakulär, Christians Hautfarbe spielt für die Verbindungsbrüder keine Rolle – er ist „katholisch und männlich“ und erfüllt somit die Voraussetzungen, um der Verbindung beitreten zu können. Mit dem Einzug in das Verbindungshaus beginnt für ihn ein neues, schöneres Leben in Deutschland. „Ich hatte das erste Mal so richtig Kontakt mit Deutschen. Es war fast wie ein Familienleben. Das



Fahé in den Farben der Greifswalder Alemannia (schwarz-gold-grün) und der Couleur der Marburger Palatia (rosa-gold-moosfrün) © DAS e.V./Maria Kind



Wappen der Alemannia
(„Im Sturme Sicherheit“)



Wappen der Palatia
(„Für Gott und Vaterland“)

war für mich eine sehr konstruktive und positive Erfahrung.“ Anfangs findet er die jungen Männer mit Mütze und Band „sehr erstaunlich“, ja gewöhnungsbedürftig. Als er seiner Mutter von seiner neuen Bleibe und den Mitwohnern erzählt, fürchtet sie, er sei in einer Sekte gelandet. „Du musst da raus!“, ruft sie ihm durchs Telefon zu, so erzählt es Fahé vor einigen Jahren einem Redakteur des *Unispiegel*, der auf den ungewöhnlichen Verbindungsstudenten aufmerksam geworden war.

Doch Christian bleibt und tritt nach sechs Wochen als erster schwarzer Bundesbruder der Verbindung bei. „Ein Leben ohne die Verbindung“, erinnert sich Christian heute, „konnte ich mir schon bald nicht mehr vorstellen.“ Das Tragen der Verbindungsfarben, der „Couleur“, gibt ihn Sicherheit. „Ich wusste, egal was kommt, ich bin nicht mehr allein!“

Bis heute ist steht Christian der Verbindung nahe und ist mittlerweile ein „alter Herr“, eine Bezeichnung für ehemalige Studenten, unabhängig ihres Lebensalters. Wenn er die Zeit findet, und das geschieht in seinem Beruf nicht oft, geht er auch gerne auf die Treffen der Verbindung.

„Das Tragen der Couleur gab mir Sicherheit. Ich wusste, egal was kommt, ich bin nicht allein.“

 Sprache schafft Vertrauen

Trotz des schönen neuen Verbindungslebens zieht der junge Medizinstudent sein Studium engagiert und zügig durch. Gegen Ende seines Studiums wechselt er nach Marburg und tritt auch dort einer Verbindung bei, der Katholischen Deutschen Studentenverbindung *Palatia*. Anschließend arbeitet er als Assistenzarzt in der Inneren Medizin in Homburg Efm und von 2009 bis 2011 im Evangelischen Krankenhaus Hamm. Heute ist er Facharzt für Innere Medizin und spezialisiert sich seit 2012 in der Nephrologie am Klinikum Osnabrück. Der junge Arzt hat große Freude an seiner Arbeit und fühlt sich von seinen Kollegen und den meisten Patienten akzeptiert. In seiner Zeit als Notarzt, so erzählt er, gab es jedoch das ein oder andere Überraschungsmoment. „Die Unfallopfer wussten oft nicht, ob ich Arzt oder Rettungssanitäter bin. Meist dachten sie, ich sei die Assistenz – bis meine Assistenz sie dann darauf hinwies, dass ich der Arzt bin.“

Er betont, dass die Akzeptanz der Menschen vor allen Dingen mit seinen guten Deutschkenntnissen zusammenhänge. Je besser er im Laufe seines

Aufenthaltes die Sprache lernte, desto mehr sei er anerkannt worden. „Ich kann mit den Patienten wie jeder andere deutsche Arzt kommunizieren. Viele sind zugegebenermaßen erst einmal überrascht und skeptisch wenn sie mich sehen. Das ändert sich aber meist, wenn ich die ersten Worte mit ihnen gewechselt habe.“

„Viele Patienten sind überrascht, wenn sie mich sehen. Das ändert sich aber meist, wenn ich die ersten Worte mit ihnen gewechselt habe.“

Einmal reist Christian mit zwei deutschen Krankenschwestern nach Kamerun, die dort ein Praktikum absolvieren wollen. Auch hier wird schnell deutlich, wie eng Vertrauen mit der Sprache zusammenhängt. „Die Patienten in Kamerun waren den deutschen Krankenschwestern zunächst sehr skeptisch gegenüber, da diese kaum Französisch und nur Englisch sprachen. Die Patienten, die Englisch sprechen konnten, gewannen nach und nach Vertrauen, die anderen blieben skeptisch. Da konnten die Schwestern fachlich noch so gut sein. Und das alles aufgrund einer funktionierenden oder eben nicht funktionierenden Kommunikation!“

 Integration ist keine Einbahnstraße

In seiner Arbeit als Arzt hat Christian tagtäglich mit den unterschiedlichsten Menschen aus den unterschiedlichsten Kontexten zu tun. Wie sie ihn wahr-

nehmen, ansehen, auf ihn reagieren, so Christian, hänge meist mit ihrem eigenen Erfahrungshorizont zusammen. „Es gibt Menschen, die total offen sind und andere, da kann man sich noch so biegen und wenden und wird dennoch nie an sie herankommen können. Meist haben die Menschen, die offen sind, schon Erfahrungen im Ausland oder mit Ausländern gemacht – sie kennen das ‚Anderere‘, das ‚Fremde‘. Und nur durch den Umgang mit dem ‚Anderen‘, dem ‚Fremden‘ kann man Toleranz und sich selbst schätzen lernen.“

„Meist haben die Menschen, die offen sind, schon Erfahrungen im Ausland oder mit Ausländern gemacht – sie kennen das ‚Anderere‘, das ‚Fremde‘.“

Um einen Austausch der Kulturen und den Umgang miteinander zu fördern, ist Christian Fahé Sprecher des Vereins CAMFOMETIC (*Kamerunisches Forum für die medizinische und paramedizinische Wissenschaften*), einem in Deutschland gegründeten Verein, der Kontakte an deutsche Medizinstudenten und Ärzte vermittelt, die gerne einmal in Kamerun arbeiten möchten. So könne er seinen ganz persönlichen Beitrag zur „Völkerverständigung“ leisten, sagt er zu seinem Engagement.

Christian Fahé macht deutlich, dass Integration, um erfolgreich zu sein, keine Einbahnstraße sein dürfe. Natürlich müssten Migranten und Migrantinnen die Sprache lernen und sich ein Stück weit auch anpassen. Doch Integration könne nur dann erfolgreich sein, wenn Respekt und Offenheit von beiden Seiten komme. „Ich glaube der Schlüssel für meinen eigenen Erfolg ist die Tatsache, dass ich die Deutschen so respektiere, wie sie sind. Ich respektiere ihre Kultur und ihre Art und Weise. Und das erwarte ich bis zu einem gewissen Maß auch von der Gegenseite, sonst funktioniert das Miteinander nicht.“

 Potentiale und Scheu

Obwohl Christian eine Anstellung in seinen Traumberuf gefunden hat, weiß er, dass die Situation für viele gut ausgebildete Afrikaner in Deutschland wesentlich schlechter aussieht. Seine Frau Olivia, die seit zwei Jahren in Deutschland ist, hat es trotz ihres Universitätsabschlusses in England und Zypern sehr schwer, ein Praktikum, geschweige denn eine Anstellung, zu finden. „Hier scheint es die unterschwellige Ansicht zu geben, dass wir Afrikaner nicht gut gebildet sind. So empfinde ich das leider. Wenn meine Frau sagt, sie ist bereit zu arbeiten, bekommt sie schnell Angebote als Putzfrau. Aber ein Praktikum in einer Firma zu machen, das ihrem Ausbildungsstand entspricht, ist sehr schwer.“ In Frankreich,



Christian Fahé mit seiner Frau Olivia und seiner Tochter Shanel. © privat

so schätzt er die Lage ein, sei das wesentlich einfacher. „Ich glaube, die Franzosen haben schon einen anderen Umgang mit Ausländern, vielleicht weil sie viel mehr Kontakt zu den alten Kolonien haben. In Frankreich hört man sogar schon afrikanische Musik im normalen Radioprogramm – in Deutschland kommt das nur äußerst selten vor.“

Dass das so sei, habe nicht nur mit strukturellen Bedingungen auf dem Bildungs- und Arbeitsmarkt zu tun, wie der oftmals schwierigen Anerkennung afrikanischer Bildungsabschlüsse, sondern auch mit der schon beschriebenen Skepsis und Scheu gegenüber dem Anderen. Diese würde insbesondere durch die mediale Berichterstattung über Afrikaner und Afrika genährt werden. „Aus Afrika kommen selten ‚good news‘. Krisen, Kriege, Katastrophen dominieren die Berichterstattung. Was gezeigt wird, ist nicht unbedingt falsch“, so führt Christian fort, „aber es wird sehr selektiert und die Medien fokussieren sich nun mal gerne auf Negativschlagzeilen.“ Wenn dann kein Ausgleich durch „afrikanische Erfolgsgeschichten“ geboten würde, dürfe man sich auch nicht wundern, wenn das Bild des Großteils der deutschen Bevölkerung einfach verzerrt sei.

Irgendwo dazwischen

Christian selbst greift oft auf französische und britische Fernsehsender zurück, wenn er sich über die Ereignisse in seinem Heimatland auf dem Laufenden halten möchte. Auch zu seiner Familie hat er einen regen Kontakt. So sehr er Kamerun auch liebt, so sehr entmutigt ihn die dortige politische Lage. „Es tut mir in der Seele weh, wenn ich sehe, was in Kamerun geschieht. Das Land könnte so viel weiter sein. Ich aber habe das Gefühl, dass man dort eher auf der Stelle tritt oder sogar Schritte zurück macht. Die Politik entwickelt sich nicht und die Menschen in Kamerun leiden unter der schlechten Politik des Landes“, sagt er nachdenklich.

Dass man Leute wie ihn dort durchaus ‚braucht‘, dessen ist er sich bewusst. „Hier in Deutschland sprechen wir schon von Ärztemangel, aber in Afrika sieht die Situation noch viel schlechter aus. In Kamerun gibt es zum Beispiel nur drei Tausend Ärzte für zwanzig Millionen Einwohner. Und die Kameruner sind dort schon weitaus besser aufgestellt als viele andere Länder.“ Nachdenklich – und fast schon mit schlechtem Gewissen – fügt er hinzu: „Wie sehr ich Afrika und Kamerun auch liebe, so sehr muss ich schauen, dass ich mich selbst wohl fühle und persönlich weiterentwickeln kann.“

„So sehr ich Kamerun auch liebe, so sehr muss ich schauen, dass ich mich selbst wohl fühle und persönlich weiterentwickeln kann. In Kamerun sehe ich momentan keine Zukunft für mich.“

Ob er sich vorstellen könne, wieder in Kamerun zu leben? Das wisse er nicht. Irgendwo in Europa ja, aber momentan sehe er für sich und seine kleine Familie keine Zukunft in Kamerun. Das sei nicht immer so gewesen. „Ich war bis vor kurzem noch sehr motiviert, hatte große Träume und große Pläne, dass ich in ganz naher Zukunft mit meiner Familie nach Kamerun zurückkehre. Aber wenn ich die Lage dort sehe, glaube ich nicht, dass ich momentan meine ganze Energie für eine Rückkehr aufwenden möchte.“

Seit 2006 ist Christian deutscher Staatsbürger. Die Annahme der Staatsbürgerschaft war für ihn ein emotional aufregendes Erlebnis. „Ich hatte die Angst, dass ich einen Teil meiner Identität aufgeben würde. Dies war aber nicht so. Ich fühle mich als Deutsch-Kameruner, einfach irgendwo dazwischen und fühle mich wohl damit!“ Deutschland ist seine „zweite Heimat“, und hier will er erst einmal bleiben. „Ein Leben ohne Jägerschnitzel oder Schweinemedallions“, fügt er lachend hinzu, „kann ich mir momentan beim besten Willen auch gar nicht mehr vorstellen.“

„Ich hab's geschafft!“

„Ich hab's geschafft!“ – Es gibt viele denkbare Szenarien, in denen Sätze wie dieser fallen könnten. Nach einem ausführlichen Gespräch mit Divine Dennis, gibt es kaum passendere.

Von Jan Kupp

Divine Dennis wurde 1982 in Monrovia, Liberia, als Sohn ghanaischer Eltern geboren. Er war der zweite Sohn in der Familie nach seinem drei Jahre älteren Bruder. Sein Vater verließ die junge Familie als Dennis ein Jahr alt war, um in Deutschland ein besseres Leben für sie zu finden. Aus dieser Hoffnung wurde bald Zuversicht, so dass seine Mutter 1985 ebenfalls nach Deutschland auswanderte. Sobald die finanzielle Situation es zuließe, sollten Divine und sein Bruder ebenfalls nachkommen. „Wir wussten ja nicht, was uns erwartet. Es ist ja auch nicht ganz billig nach Deutschland zu kommen.“

Weitere vier Jahre später, im Jahr 1989, war es dann soweit. In Liberia brach zu diesem Zeitpunkt der Bürgerkrieg aus. Was die meisten Menschen die nächsten 14 Jahre in Atem halten sollte, war für Divine Dennis der Beginn einer langen Reise, welche ihn zunächst, auf der Flucht vor der ausufernden Gewalt, für drei Monate nach Ghana zu seiner Tante verschlagen sollte. Dies sollte jedoch nur ein Zwischenstopp bleiben. Die Familie bündelte alle zur Verfügung stehenden Ressourcen, um ihren jüngsten Sohn nach Deutschland zu holen. Angekommen in einem Asylbewerberheim in Krefeld, traf Divine zum ersten Mal seine jüngere Schwester, die wenige Monate vor seiner Ankunft zur Welt gekommen war.

Odyssee oder Chance?

Viel Zeit sich einzuleben blieb nicht. Die ersten wirklichen Erinnerungen an Deutschland existieren aus der Zeit in Düsseldorf-Oberbilk und dem nächsten Asylbewerberheim. Hier wurde Divine zunächst auf einer regulären Grundschule eingeschult. „Ich konnte kein Wort Deutsch“, sagt er rückblickend über diese Zeit. Schwierigkeiten waren also vorprogrammiert.



Divine Dennis

Geburtsdatum: 3. Juli 1982

Geburtsort: Monrovia / Liberia

Beruf: Lehrer

in Deutschland seit: 1989

deutsche Staatsbürgerschaft: seit 2003

Grund für Migration: familiär

Die Erinnerungen an diese Zeit bleiben geprägt von negativen Erfahrungen. „Schokolade und Neger waren, glaube ich, die ersten Wörter, die ich auf Deutsch gelernt habe“, berichtet Divine über die ersten Kontakte mit deutschen Kindern. „Irgendwann habe ich dann gemerkt, dass die mich meinten. Außer mir gab es auch keine Dunkelhäutigen.“

Die mangelnden Sprachkenntnisse waren es dann auch, die seinen Weg auf die Sonderschule ebneten sollten. Was rückblickend als großer Gewinn gesehen werden darf – „dort habe ich erst einmal gelernt, richtig Deutsch zu sprechen“ –, war zunächst eine Odyssee. Probleme mit Lehrern und Mitschülern prägten den Schulalltag. An mangelnder

„Die Lehrer haben uns als das gesehen, was wir waren, die Unterschicht. Und so haben wir uns dann auch benommen.“

Intelligenz lag es nicht. „Die Lehrer haben uns als das gesehen, was wir waren: die Unterschicht. Wir waren fast nur Ausländer aus benachteiligten Gegenden und so haben wir uns dann auch benommen.“ Divine fiel während seiner ersten Schuljahre auf. Seine Lehrer bescheinigten ihm ein hohes Maß an Aggressivität. Anfeindungen seiner Mitschüler sowie Raufereien mit diesen waren keine Seltenheit. Der disziplinarisch begründete Wechsel auf die nächste Sonderschule folgte.

„Die zweite war eine Schule mit vielen Dunkelhäutigen, da habe ich mich irgendwie aufgefangen gefühlt. Bis zu einem gewissen Punkt war es auch gut, dass ich dort gelandet bin.“ Obwohl er rückblickend froh ist, auf der Sonderschule gelandet zu sein, wurde ihm auch bald bewusst, dass er auf lange Sicht unterfordert von den Ansprüchen dieser Schulform sei. „Ich habe oft mit meinen Lehrern gesprochen und nach einer Empfehlung für eine höhere Schule gefragt. Ich habe mich unterfordert gefühlt, deshalb habe ich viel gestört. In der achten Klasse hieß es dann, ich könne wechseln, wenn ich das nächste Schuljahr gut bestünde. Ich habe die neunte Klasse dann nicht nur gut, sondern mit Bravour bestanden.“

Sein Weg sollte ihn weiter auf die Hauptschule und ohne weitere Unterbrechungen bis hin zum Abitur führen. Danach entschied sich Divine dazu, Sport zu studieren und beendete sein Studium als Diplom-Sportmanager. Im Anschluss an das Studium fand er zunächst keinen Job, absolvierte eine Ausbildung und darf sich seitdem staatlich geprüfter Versicherungsfachangestellter nennen. „Ich habe aber früh gemerkt, dass das nicht mein Ding ist. Ich wollte es natürlich zu Ende bringen, aber mir war klar, dass ich das nicht mein ganzes Leben machen wollte.“

Seine Leidenschaft – Basketball –, dem er bereits seit seiner Kindheit in seiner Freizeit im Verein nachgeht, sollte ihm entscheidendes Glück bringen. Schon während seiner Ausbildung landete er an der *International*

School in Düsseldorf, an der er die Schülermannschaften trainierte. „Ich habe bereits vor 15 Jahren bei *ART Düsseldorf* angefangen, Basketballtraining zu geben. Dann war 2005 eine Stelle an der internationalen Schule frei. Nachdem ich die Schüler einige Zeit trainiert hatte und die Schule sehr zufrieden mit meiner Arbeit war, wurde 2009 eine Stelle als Sportlehrer frei. So kam Eines zum Anderen und seitdem bin ich Sportlehrer und unterrichte Geschichte im Nebenfach. Das ist super! Das ist das Beste, was mir passieren konnte, ehrlich. Genau das, was ich wollte: Kinder, Sport und Spaß! Ich habe all dies bekommen. Ich hab's geschafft!“

Zerrissenheit

Parallel zu seiner Schullaufbahn erlebte Divine einen sehr schwierigen, aber letztendlich erfolgreichen Prozess der Integration. Bis zu seinem 17. Lebensjahr lebte er als Herkunfts-, ja Heimatloser. „Ich kann es mir rückblickend selbst nur sehr schwer erklären, aber ich wollte bis dahin auch nicht viel über meine Herkunft wissen. Meine Eltern haben auch nie viel erzählt. Der Fehler lag also vielleicht auch bei ihnen. Ich hatte quasi keine Herkunft, derer ich mir bewusst war.“

Die erste Reise nach Ghana sollte diesen Umstand völlig auf den Kopf stellen. „Ich habe diese andere Welt kennen gelernt. Vorher war ich irgendwie in eine Ecke gedrängt, in der ich völlig von meiner Heimat entfremdet war. In Deutschland waren halt immer andere Sachen wichtig, dein äußeres Erscheinungsbild zum Beispiel. Nicht, dass ich mich nicht grundsätzlich für meine Heimat interessiert hätte, aber ich wollte halt auch irgendwie dazugehören. So habe ich mir letztlich beide Kulturen auf eigene Faust erschließen müssen.“ Nach Ghana fliegt er seitdem jedes Jahr, nach Möglichkeit für viele Wochen.

Seit seiner ersten Ghanareise weiß er, wo er herkommt und zum Teil auch immer noch hingehört. Er hat, wie er selber sagt, die Lebensweise und Traditionen Ghanas soweit zu schätzen gelernt, dass er sich in der Umkehr aber wieder etwas weiter von Deutschland entfremdet hat. Er spürt seitdem eine zunehmende innere Zerrissenheit. Über Deutschland sagt er heute: „Ich bin hier groß geworden, meine Familie ist hier, meine Freunde sind hier. Ich habe hier eine Arbeit, ich verdiene hier Geld. In Ghana hätte ich auch ein Dach über dem Kopf, aber dort gibt es keine Sicherheit. Wenn du in Ghana nichts hast, dann hast

„In Ghana hätte ich auch ein Dach über dem Kopf, aber dort gibt es keine Sicherheit.“

du wirklich nichts. Dennoch, wenn ich die Wahl hätte, ob Ghana oder Deutschland, dann würde ich Ghana sagen. Das ist mein Land, dort komme ich her.“

Diese Wahl stellt sich für Divine jedoch zunächst nicht. „Ich weiss, dass ich in Ghana nicht verdienen kann, was ich hier verdienen kann. Mein Ziel war erst einmal, einen Job zu finden und mein Leben selbst finanzieren zu können. Da bin ich nun angekommen, in Deutschland. Wenn ich drüben gut leben könnte und mir keine Sorgen machen müsste, dann wäre ich weg. In Ghana gibt aber es nur arm und reich. Hier in Deutschland bin ich nicht reich, ich bin irgendwo in der Mitte. Mir geht es hier gut.“ Doch auch wenn er in Ghana ist, stellt er fest, dass ihm zumindest seine Freunde fehlen würden. „Es gibt in Ghana alles was ich brauche, und trotzdem fehlt mir irgendwas. Ich kann das auch nicht wirklich erklären.“

Ghanaer sein in Deutschland

Umso wichtiger ist ihm der Kontakt zur ghanaischen Diaspora. „Wer ist denn nicht gerne mit seinen Mitmenschen zusammen? Wenn wir sonntags in die Kirche gehen, dann habe ich meine Tracht an und dann fühle ich mich wohl. Dort guckt mich dann auch niemand komisch an. Dann bin ich

„Wenn wir sonntags in die Kirche gehen, dann habe ich meine Tracht an und dann fühle ich mich wohl. Dann bin ich in dieser anderen Welt.“

in dieser anderen Welt. Die Kirche ist generell die größte und wichtigste Gemeinschaft für meine Leute. Sie ist Bezugspunkt und Konstante. Nach der Kirche gibt es fast immer afrikanisches Essen. Wir sind zwar in einer deutschen Kirche, aber wir fangen erst gegen 14.00 Uhr an mit unserer Zeremonie, wenn die Deutschen schon weg sind.“

Am wichtigsten ist für Divine allerdings der Bezug zu seiner Familie. „Das Problem ist nur, dass meine Familie riesengroß ist. Ich habe überall auf der Welt Verwandte. Aber wenn wir in Ghana sind, dann sind wir alle zusammen. So wäre das dann auch generell. In Afrika gibt es beispielsweise keine Altersheime, das ist unvorstellbar. Wenn meine Mutter, ob in Deutschland oder in Ghana, nicht mehr für sich sorgen könnte, dann würde sie natürlich bei mir wohnen. Es wäre trotzdem immer so, als würde ich wieder bei ihr wohnen, auch wenn es mein Haus wäre.“

Vorurteile begegnen ihm in Deutschland nach wie vor. „Schräge Blicke und Ähnliches und das nicht nur von älteren Menschen. Es kommt allerdings auch auf einen selbst an, wie man damit umgehen kann. Früher

konnte ich das nicht, aber heute lache ich schon fast nur noch darüber. Ich bekomme aber schon noch zu spüren, dass ich hier nicht hingehöre.“ Gleichzeitig attestiert er der deutschen Gesellschaft Fortschritte. „Als ich hier her kam, habe ich das Wort Neger ständig gehört. Die jüngere Generation sieht das, glaube ich, gar nicht mehr so wirklich.“ So sieht er sich auch nicht in einer Position, in der er für Alltägliches härter kämpfen muss als Andere. Behördengänge und dergleichen seien nichts, was durch seine Hautfarbe beeinflusst werde. „Du ziehst deine Nummer und kommst irgendwann dran. Wenn die Dame, die dort arbeitet, keine Lust hat, ist sie zu mir genauso unfreundlich wie zu jedem Anderen.“

Divine Dennis lebt ein Leben, das er sich nicht ausgesucht hat. Klagen oder gar Schuldzuweisungen sind ihm aber fremd. „Das ist eine Realität, die man so hinnimmt. Ich bin meinen Eltern letztlich aber sehr dankbar, dass sie mich hierhin gebracht haben. Natürlich bin ich auch den Deutschen dankbar, dass sie mir Dinge ermöglicht haben, wie Bildung und einen Schulabschluss.“

Selbst versucht er stets mit gutem Beispiel voranzugehen. „Wir Dunkelhäutigen können und sollten auch selber viel dafür tun, dass wir es generell leichter haben. Wir wollen akzeptiert werden, also müssen wir auch etwas dafür tun. Du kriegst nichts geschenkt. Es gibt Leute die sagen: OK, ich bin schwarz, mich mag keiner, ich akzeptiere das. Ich selbst bin da eher anders. Ich denke mir, ich lebe in diesem Land, also tue ich etwas dafür, dass Leute mich kennenlernen und dass sie mich mögen. So kann ich Leuten auch die Augen öffnen. Also bin ich der Meinung, man sollte was tun, von sich aus. Es gibt immer schlechte und gute Menschen sowie schlechte und gute Erfahrungen. Aber warum soll ich jemandem nicht eine positive Erfahrung mit auf den Weg geben und ihm so die Chance geben, sich zu öffnen? Ich will zu hundert Prozent als positives Beispiel vorangehen!“

„Ich denke mir, ich lebe in diesem Land, also tue ich etwas dafür, dass Leute mich kennenlernen und dass sie mich mögen.“

Neben seiner Lehrertätigkeit unterrichtet Divine ehrenamtlich in einer Basketball AG an der Jan-Wellem-Sonderschule, die er auch selbst besucht hat. „Ich musste viel kämpfen. Von der Sonderschule bis zum Studium. Das war ein langer Weg. Ich wurde von vielen unterstützt, von meinen Eltern, von Freunden, teilweise auch von Lehrern, aber es war nicht einfach. Mittlerweile sehe ich mich auch als Vorbild. Ich sage den Kindern meiner Basketball AG immer: ‚Ihr könnt noch mehr aus euch machen, euer Leben ist nicht vorbei, nur weil ihr auf der Sonderschule seid.‘ An mir sieht man das, ich bin das perfekte Beispiel. Ich hab's geschafft!“

Unterschiede akzeptieren, Gemeinsamkeiten entdecken

„Es war konfrontativ, aber es war nicht so abschreckend, dass einer von uns wieder wegging – wir sind alle hier geblieben.“ Mit diesen Worten blickt Ingrid Mwangi zusammenfassend auf die Ankunft und die erste Zeit ihrer Familie in Deutschland zurück.

Von Stefanie Ullmann

Wir sitzen am Küchentisch, der als Bar angelegt ist. Er steht dort, wo das Wohnzimmer in die Küche übergeht. Es ist ein großer Raum, der spartanisch und sehr stimmig in Weiß- und Grautönen eingerichtet ist. Es duftet nach Kaffee. Zwei ihrer Kinder machen sich lärmend auf den Weg zum Schwimmbad. Ich rücke das Aufnahmegerät zurecht, bin gespannt auf Ingrid's Geschichte. Sie beginnt zu erzählen.

Ingrid kam zusammen mit ihrer Mutter und ihren Geschwistern 1990 nach Ludwigshafen. 25 Jahre zuvor war ihre Mutter, die aus Norddeutschland stammt, zu einem Urlaub nach Kenia aufgebrochen. Sie hatte sich zuerst in das Land, später in einen Mann verliebt – und war geblieben. Ingrid Mwangi berichtet von einer unbeschwerten Kindheit. Sie lernte neben Englisch auch Swahili und ein wenig Kikuyu von ihrem Vater. Als ich sie frage, ob ihre Mutter denn nicht Deutsch mit den Kindern geredet hat, erinnert sich Ingrid lachend: „Deutsch haben wir einfach verweigert, das haben wir irgendwie nicht mehr eingesehen. Am Anfang hat sie noch Deutsch geredet, vor allem mit meiner ältesten Schwester, aber das hat dann immer mehr abgenommen.“

Die Verbindung nach Deutschland war nur lose, doch gab es für die Mutter einige gewichtige Gründe für eine Rückkehr dorthin: Die Situation in Kenia war nicht immer einfach, die persönliche Sicherheit nicht immer gegeben. Lange war zudem schon geplant gewesen, dass die Kinder eine Anbindung auch an Deutschland finden und hier studieren sollten. Hinzu kam, dass die Eltern sich getrennt hatten. So kam Ingrid ein wenig früher als geplant, mit 16 Jahren, nach Deutschland. Der Anfang in Ludwigshafen war ein Schock, in kultureller wie auch gesellschaftlicher Hinsicht. Ingrid,



Ingrid Mwangi

Geburtsdatum: 10. Mai 1975

Geburtsort: Nairobi / Kenia

Beruf: Künstlerin

in Deutschland seit: 1990

deutsche Staatsbürgerschaft: seit 1990

Grund für Migration: Studium

mitten im besten Teenageralter, musste sich gänzlich neu orientieren – in einer neuen Schule und umgeben von fremden Menschen, deren Sprache sie nicht verstand. Zu Beginn besuchte sie die 10. Klasse einer Realschule. Das vorrangige Ziel war, Deutsch zu lernen. In der Klasse war sie die Einzige zusammen mit ihrem Bruder und noch einem Mädchen, die eine dunkle Hautfarbe hatten und dadurch auffielen: „Ich würde sagen, dass ich mir hier erst meiner Hautfarbe bewusst wurde. Meine Mitschüler waren das nicht gewöhnt, da kamen dann allerlei gängige Fragen über Andersartigkeit, die man dann so ertragen muss. Das war schwierig“, erinnert sie sich an die ersten Kontakte mit Gleichaltrigen. Ihre erste Zeit in Deutschland beschreibt sie auch als eine Phase der Isolation. Die Erkenntnis, dass sie keine andere Wahl hatte, als Deutsch zu lernen, brachte sie dazu, in einem Jahr so viel Deutsch zu pauken, dass sie im Anschluss in die 11. Klasse des Gymnasiums gehen und schließlich Abitur machen konnte.

„Wenn ihr mich so seht, bin ich eben so!“

Nach der ersten Phase der Isolation kam für sie eine Zeit, in der sie sich der afrodeutschen Szene anschloss, die für sie eine Art Gegenentwurf zur deutschen Kultur darstellte: Sie betonte ihre Herkunft und die damit einhergehende, von außen aufgedrängte Identität, zog „afrikanisch“ aussehende Kleider an, ließ sich Dreadlocks machen. Ihr Motto lautete: wenn ihr mich so seht, als Schwarze, bin ich eben so! Später fiel ihr die Einseitigkeit dieser Identität auf, sie begann, sich mit dem deutschen Teil ihrer Identität näher auseinanderzusetzen. Die Dreads verschwanden und sie fing an, sich in ihrem Studium auf die Suche nach ihrer Identität zu begeben: „Ich fand diese Konfrontation mit der Andersartigkeit sehr existenziell, das hat mich dann auch später zu meinem Design-Studium gebracht, dann habe ich aber gewechselt zu freier Kunst und habe mich sehr mit Videokunst beschäftigt. Mich mit meiner Identität auseinanderzusetzen, das ist eigentlich eine Aufarbeitung. Viel Klärung passierte für mich im Studium, wo ich anfangen konnte, das bewusster zu thematisieren, was mit mir

„Ich fand die Konfrontation mit der Andersartigkeit sehr existenziell. Mich mit meiner Identität auseinanderzusetzen, das ist eigentlich eine Aufarbeitung.“

und auch mit anderen geschieht, wenn man sozusagen in eine Kultur kommt, die keine multikulturelle Gesellschaft ist. Es ist einfach so, dass Deutschland teilweise in der Benennung hinterherhinkt, im Umgang, wie man im Alltag mit anderen Menschen und Andersartigkeit umgeht.“



Ingrid Mwangi mit ihrem Mann Robert. © DAS e.V./Stefanie Ullmann

Diese Beschäftigung mit dem Thema der Andersartigkeit, der Identität von Menschen, ihrer eigenen Identität, hat sie bis heute nicht wieder losgelassen. Vielleicht liegt es auch am Familienkontext: Ihr Vater ging in Kenia in die Politik, wollte die Gesellschaft verändern. Diesen Wunsch hat sie auch. Kurz hat sie überlegt, Psychologie zu studieren und sich von der wissenschaftlichen Seite aus einzubringen. Doch genauso sehr reizte sie die gestalterische Seite, auch wenn ihr hier unklar war, wie sie dann von Nutzen sein konnte. Doch sie bewarb sich in Saarbrücken an der Hochschule der Bildenden Künste Saar – und wurde genommen.

Bald wählte sie den Schwerpunkt „freie Kunst“. Eine der Professorinnen, Ulrike Rosenbach, die Medienkunst unterrichtete, brachte Ingrid dann in ihre Klasse. Mit dieser Richtung hatte Ingrid einen Bereich gefunden, in dem sie Gesellschaftskritik anbringen konnte. Sie sieht sich in der Linie von Josef Beuys und seinem Konzept, dass man mit Kunst in die Gesellschaft hinein gestalten und sie dadurch verändern kann. Überhaupt ist sie Anhängerin des Grundgedankens, Menschlichkeit und Gleiches zu betonen, statt Trennendes unter den Menschen zu suchen.

Im Zentrum ihrer Arbeiten steht das Menschsein an sich, egal welcher Kultur und Hautfarbe.

IngridMwangiRobertHutter

Wir gehen auf die Terrasse des Hauses, die man vom Wohnzimmer aus betritt. Hier liegen ein paar bunte Sitzkissen vor einem länglichen, sehr niedrigen Tisch mit orientalischen Mustern. Von hier aus hat man eine gute Sicht auf den Garten, der ein wenig verwildert ist. Ich sehe ein großes Loch und frage, was das ist. Ingrid erklärt mir, dass dies der Brunnen sei, den ihr Mann und die Kinder gerade vergrößern. Ihr Mann habe Bilder von dieser Arbeit gemacht, für ein späteres Fotoprojekt. Die Kunst ist hier ganz eng mit dem Alltag, mit dem Leben dieser sechsköpfigen Familie verwoben, das sehe ich überall. Kein Wunder, wenn das Atelier im Erdgeschoß des Wohnhauses liegt und von allen genutzt werden kann. Auch ihr Sohn Kenyatta fange schon an, Kunst herzustellen, schmunzelt Ingrid.

Ingrids Arbeit ist nicht nur eng mit dem Alltag verwoben, sondern auch mit der Arbeit ihres Mannes. Robert und sie lernten sich 1996 in der Medienklasse kennen, kurz darauf sind sie ein Paar. Seitdem arbeiten die beiden zusammen und entwickeln gemeinsam neue Ideen. Da es mit zunehmend intensiver Zusammenarbeit schwer wurde, das Werk des Einen vom Werk des Anderen zu trennen, legten sie ihr Schaffen 2005 in einer künstlerischen Persönlichkeit zusammen. Ihre Idee: Zwei Körper, zwei Identitäten und zwei persönliche Hintergründe offenbaren sich als

„Wir haben herausgefunden, dass es diese scharfe Abgrenzung zwischen meiner Identität und der Identität von jemand anderem eigentlich nicht gibt.“

nur eine künstlerische Position. Ihr Name: *IngridMwangiRobertHutter* – in einem Wort, wie Ingrid betont. Sie führt weiter aus: „Es hat etwas mit meiner Geschichte zu tun, mit der Auseinandersetzung mit Identität. Dadurch haben wir herausgefunden, dass es diese scharfe Abgrenzung zwischen meiner und der Identität eines anderen eigentlich nicht gibt. Das gibt es nicht im Kulturellen, das gibt es auch nicht im Praktischen, also im Alltag, wo man etwas aus sich heraus erschafft, wo man sagen kann, da ist eine totale Grenze zwischen wie ich hier lebe und wie andere Menschen leben. Es ist der Versuch, sichtbar zu machen, wie gegenseitig abhängig voneinander wir funktionieren.“ Die Grenzen zwischen ihr und ihm verschwimmen. Diese Symbiose projizieren sie in der letzten Konsequenz als eine Person, deren Kunst nur in Verbindung der beiden Teile ganz wird bzw. existiert.

In Deutschlands Kunstszene arbeiten *IngridMwangiRobertHutter* noch an ihrem Durchbruch, in Kenia, anderen afrikanischen Ländern, Frankreich und den USA sind sie jedoch bereits sehr erfolgreich und nehmen an zahlreichen Ausstellungen teil.

Die Enge von Kategorisierungen

Kunst wird laut Ingrid immer mehr in Kategorien eingeteilt. Dies war als Sprungbrett für Künstler gedacht, um dem Publikum ihre Positionen klarzumachen. Mittlerweile ist es eine Form, wie man Interessierten Kunst präsentiert. Und zumindest für Ingrid eine Form, die thematisch auch einengen kann. *IngridMwangiRobertHutter* werden als zeitgenössische afrikanische Position gesehen, was, wie Ingrid zugibt, ihre Arbeit über zehn Jahre sehr getragen hat. Sie nahmen an wichtigen Ausstellungen weltweit teil, die zeigten, was in Afrika und von den Diasporen aus Afrika Kreatives gemacht wird. Zum Teil ist diese Kunst als Gegenentwurf zu der europäischen Kunstrichtung zu sehen. „Exotisch“ wäre zu einfach gesagt, meint Ingrid. Sie nennt es lieber „gesellschaftskritisch“ oder „besonders politisch“. Gemein hat diese Richtung, dass Menschen, die zwischen den Kulturen stehen, die Problematiken wie kulturelle Herkunft oder Integration besonders gut, ja sensibilisiert, bearbeiten können. Sie entwerfen besonders erfolgreich Positionen für zukünftige Gesellschaftsmodelle.

Kategorien sind für Ingrid nicht nur in der Kunst zu kurz greifend und einengend, auch beim Zusammenleben beziehungsweise in der Gesellschaft gibt es zu viele von ihnen. Sie seien viel zu starr und einem Dialog nicht förderlich, wie sie meint. „Kategorisierungen verursachen Trennungen zwischen dem Anderen und mir; die Differenz wird durch oft mangelhafte Zuweisungen betont und festgeschrieben.“

Kategorisierungen wie die Nationszugehörigkeit seien sehr problematisch. Das beste Beispiel sei sie selbst: Sie gehöre weder zu Kenia noch zu Deutschland, was sie zunächst schwierig fand, denn Menschen haben ein Grundbedürfnis, irgendwo dazu zu gehören. Durch die Aufarbeitung dieses Problems in der Kunst sei es aber zu etwas Positivem geworden, etwas „Aufzeigendes“, was ihre Sichtweise nur bereichern kann. Die Grenzen der Kategorien werden so klarer und indem sie aufgezeigt werden, könne man sie überschreiten. Für die Zukunft einer Gesellschaft sei es

„Für die Zukunft einer Gesellschaft ist es wichtig, Verbindendes zu finden, auch wenn es sicherlich Unterschiede gibt. Wichtig ist es, diese vereinbaren zu können und eine gemeinsame Sprache zu finden.“



wichtig, Verbindendes zu finden, auch wenn es sicherlich Unterschiede gebe. Wichtig sei, diese vereinbaren zu können, eine gemeinsame Sprache zu finden und sich vor allem mit Respekt zu begegnen. Eine fehlende Hineinversetzung in Andere erzeuge Konflikte. Als Beispiel nennt sie die Frage der Benennung in Deutschland, bei der es zwei Ebenen gebe. Es ist eine Sache, wenn Menschen sie mangels Wissen „Neger“ nennen. Aber, so Ingrid, wenn sie dann darum bittet, nicht mehr so genannt zu werden, und ihr Gegenüber ungläubig, ja fast gereizt reagiert, weil dies doch „ein ganz normales Wort sei“, dann sei dies die Ebene, auf der man dagegen angehen müsse. In einer ihrer Arbeiten mit Namen „*Neger don't call me*“ hat sie sich mit diesem Thema und den unterschwellig negativen Konnotationen bei diesem Wort auseinander gesetzt.

Sensibel miteinander umzugehen und auf den Anderen und seine jeweiligen Gefühle zu schauen und zu achten, sei also wichtig, fasst sie zusammen: „Wir sind in Deutschland dabei, uns zu einer Gesellschaft zu entwickeln, in der viele Kulturen zuhause sind; das ist noch ein Anfangsprozess, und es bedarf dieser Sensibilität, aufeinander zu schauen und zu sehen, dass die Menschen unterschiedliche Erfahrungen haben auf Grund ihrer unterschiedlichen Hintergründe und ihrer Erscheinung. Hier eine Diskussionsebene zu finden, in der solche Dinge Raum haben, ohne dass gleich ein Konflikt entsteht, ist eine Herausforderung. Es geht ja leider oft um die Frage, wer ‚Schuld‘ hat – ja sogar auf beiden Seiten!“

Klare Ziele

Das Ziel für sie ist klar: Ein jeder müsse Frieden schließen mit sich und seiner Umgebung, man solle sensibilisiert sein, aber nicht von diesen Themen beherrscht. Wichtig sei die Herausstellung von Gemeinsamkeiten und der menschlichen Erfahrungen, die als Basis für ein Miteinander dienen solle. So ist für Ingrid auch klar, wie Integration gelingen kann: Wenn man sich wohlfühle in der Gesellschaft und an dem Ort respektiert werde und gleiche Chancen hat, kann dieser Ort zur Heimat werden. Ingrid drückt es so aus: „Der Körper muss in Beziehung stehen zu dem Ort, der Umwelt und den Menschen dort. Heimat ist nämlich dort, wo diese Faktoren im Einklang sind, also Dinge wie Freunde, Nachbarn, Familie, die Arbeit, die Wohnung oder das Haus. Unterschiedlichkeiten müssen akzeptiert und Gemeinsamkeiten entdeckt werden, zum Beispiel die Sprache. Diese schaffen die Grundlage für ein erfolgreiches Miteinander. Und nicht zuletzt müssen Menschen sich in die Gesellschaft einbringen können, müssen Teil dieser Gesellschaft werden können. Dazu ist Toleranz und Aufklärung nötig.“

Sie fühlt sich als Teil der deutschen Gesellschaft. Doch betont sie, auch die politischen und gesellschaftlichen Entwicklungen in Kenia noch mit großem Interesse zu verfolgen. „Klar“, begründet sie dies, „meine Familie und viele Freunde leben noch dort, da fragt man immer wieder nach, was vor Ort gerade so los ist. Ich denke, es hat auch etwas mit der Nostalgie der Diaspora zur Heimat zu tun. Man fühlt sich eben immer noch verbunden mit dem Heimatland und den Menschen dort, obwohl man lange nicht da war.“

„Menschen müssen sich in der Gesellschaft einbringen können, müssen Teil dieser Gesellschaft werden können. Dazu ist Toleranz und Aufklärung nötig.“

„Man sieht, was man glaubt“

Sonntagmorgen um 8.30 Uhr in Kaufbeuren, einer 45.000 Seelenstadt im tiefsten Allgäu. Die Straßen sind leer. Auch die Bänke der Dreifaltigkeitskirche haben wohl schon mehr Besucher beherbergt. Auf der Kanzel steht Emmanuel Kileo, evangelischer Pfarrer in katholischem Herzland, afrikanischer Priester in bayerischer Provinz. Er predigt über Weltoffenheit und Vorurteile. Er fällt auf in der beschaulichen Kleinstadt, entspricht jedenfalls nicht dem Klischee.

Von Maria Kind

Eigentlich wollte Emmanuel Kileo Medizin studieren, doch sowohl seine Schulnoten, als auch die finanziellen Mittel der Familie reichen nicht aus, um seinen Traum zu verwirklichen. 1976 als ältestes von acht Kindern in die damit verbundene familiäre Verantwortung geboren, entscheidet sich Emmanuel – nach einem Gespräch mit seinem Gemeindepfarrer – für ein Theologiestudium. Nach dem erfolgreichen Studium arbeitet er für vier Jahre als Pfarrer in seiner Heimatgemeinde Ngaruma in Tansania. Dann, aufgrund einer Partnerschaft mit der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern, kommt das Angebot, im Rahmen eines fünfjährigen Austauschprogramms nach Deutschland zu reisen.

Der junge Pfarrer muss nicht lange überlegen und wagt das „Abenteuer Deutschland“. 2007 schickt die *Mission eine Welt*, eine global gemeinnützige Einrichtung der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern, ihn, seine Frau Linda und den damals neunmonatigen Sohn Ian zunächst zu einem einjährigen Intensivsprachkurs nach Bochum. 2008 kommt er dann an seinem eigentlichen Zielort an: Kaufbeuren. Dort arbeitet er seitdem halbtags als Gemeindepfarrer der Dreifaltigkeitskirche und halbtags für die *Mission Eine Welt*.

Glaube schafft Begegnung

Das Abenteuer Deutschland beginnt für ihn nicht ohne Stolpersteine. Zunächst spricht er nur seine Landessprache Kisuahili, und er und seine



Vater unser im Himmel,
geheiligt werde Dein Name.
Dein Reich komme,
Dein Wille geschehe,
wie im Himmel,
so auch auf Erden.
Unser tägliches Brot
gib uns heute und
vergib uns unsere Schuld,
wie auch wir vergeben
unseren Schuldigern.
Und führe uns nicht
in Versuchung,
sondern erlöse uns
von dem Bösen.
Denn Dein ist das Reich
und die Kraft



Emmanuel Kileo

Geburtsdatum: 15. Januar 1975

Geburtsort: Dodoma / Tansania

Beruf: Pfarrer

in Deutschland seit: 2007

deutsche Staatsbürgerschaft: nein

Grund für Migration: beruflich

kleine Familie haben Probleme sich einzuleben. Sie fühlen sich alleine. „In Tansania war ich schon jemand, jeder hat mich begrüßt; ich hatte einen anerkannten Status in der Gesellschaft.“ In Kaufbeuren, so erzählt er, sei das von Beginn an ganz anders. „Nur die Menschen, die regelmäßig in die Kirche kommen, erkennen dich. Und das sind hier nicht wirklich viele.“ Es dauert einige Zeit, bis sich Emmanuel an die neue Situation gewöhnt.

Dennoch hat er es leichter als viele seiner afrikanischen Mitbürger. Sein Glaube und seine Religion spielten durchaus eine Rolle in der Akzeptanz durch seine Gemeinde, weiß der Pfarrer. „Wenn du in Deutschland evangelischer oder katholischer Pfarrer bist, hast du schon eine Sonderstellung. Wenn du aus einer der Pfingstkirchen kämest, wäre das etwas anderes“, sagt er lachend. „Da haben wir gegenüber anderen Afrikanern, die hier leben, wirklich ein großes Privileg.“ Auch schaffe die Kirche Begegnung, und er könne so einfacher in Kontakt mit Anderen treten.

„Als Pfarrer hat man es in Deutschland leichter in Kontakt mit anderen Mitbürgern zu treffen. Glaube schafft Begegnung.“

Dinge benennen, wie sie sind

Emmanuel bezeichnet sich selbst als „Missionar“, eine Bezeichnung, die ihm oftmals kritische Blicke beschert. „Ich bin überzeugt, dass jeder Getaufte ein Missionar ist. Jeder hat den Auftrag, die befreiende Botschaft zu verbreiten.“ Als Pfarrer sei dies natürlich unumgänglich, fügt er lächelnd hinzu. Missionieren bedeutet für Pfarrer Kileo zu aller erst auch Missstände zu sehen und diese anzusprechen. Dass er hierbei oftmals versucht, die Blicke der Menschen in Deutschland auf seinen Heimatkontinent zu lenken, mag kaum verwundern. „Afrika ist uns hier in Deutschland und Europa näher als wir denken. Was dort passiert, hat langfristig gesehen durchaus einen Einfluss auf uns. Und das gilt umgekehrt natürlich auch.“

Wie viel Erfolg er letztendlich dabei hat, das Bewusstsein für und über Afrika zu schärfen, kann er nur schwer einschätzen. Das Bild von Afrika in der Köpfen vieler Deutsche sei sehr verzerrt. Dabei sei es nicht die Ignoranz der Menschen gegenüber Afrika, sondern vielmehr wie über den Kontinent in der Öffentlichkeit gesprochen werde. Insbesondere die deutschen Medien bedürften noch grundlegender Aufklärung: „Afrika ist viel mehr als Krisen, Kriege, Katastrophen!“, sagt er energisch. Ebenso wenig sei es jedoch nur Trommeln und Singen.



Pfarrer Kileo bei einer Sonntagspredigt vor seiner Gemeinde. © DAS e.V./Maria Kind

Ungewöhnlich scharfe Worte findet Pfarrer Kileo für die Arbeit kirchlicher NGOs. „Ich erschrecke mich immer wieder, wenn ich sehe, dass kirchliche Organisationen hier ins gleiche Horn blasen! Die Kirche ist in diesem Punkt nicht besser als die Medien und arbeitet mit den gleichen Klischees und Vorurteilen.“ Dabei, so führt er fort, müssten doch gerade die Kirchen aus den grausamen Erfahrungen der Kolonialzeit gelernt haben.

Dass auch er selbst nicht von Vorurteilen gegenüber anderen befreit ist, betont er immer wieder. Klischees und Vorurteile existierten und seien menschlich. Das eigentliche Problem sei der Rassismus:

„Ich habe den Eindruck, dass das Wort Rassismus in Deutschland gemieden, ja sogar tabuisiert wird; insbesondere in kleinen Gemeinden wie der unsrigen. Jeder weiß, was Rassismus ist und dass es ihn gibt, doch keiner spricht drüber. Von ‚fehlender Anpassungsfähigkeit‘ oder ‚kulturellen Unterschieden‘ ist die Rede. Doch wenn man tiefer schaut, wird schnell deutlich, dass der gemeinte Inhalt letztendlich das Gleiche ist. Man sollte die Dinge benennen, wie sie sind.“

„Das Wort Rassismus wird in Deutschland gemieden, ja sogar tabuisiert.“

 Teilnahme ohne Teilhabe

Fast zwanzig Prozent der Einwohner Kaufbeurens haben einen Migrationshintergrund – dreißig afrikanische Nationalitäten leben in der Gemeinde. Die Stadt selbst sieht sich als weltoffen und betont, dass sie auf „die Wünsche und Anliegen aller Interessengruppen“ eingehe. Um die Integration der in Kaufbeuren lebenden Migranten oder Deutschen mit Migrationshintergrund zu unterstützen, wurde 2010 ein Integrationsbeirat gegründet, dem auch Emmanuel Kileo angehört.

Der junge Pfarrer weiß um die Probleme bei der Integration – ob aus eigener Erfahrung oder aufgrund der vielen Gespräche, die er mit anderen Migranten führt. Erfolgreiche Integration, so sagt er, sei dann erreicht, wenn die Menschen ohne rassistische Vorurteile vertrauensvoll aufeinander zu gehen könnten. Doch hier sei momentan noch viel zu tun. Eine vollständige Integration von Afrikanern in Deutschland, bei der die Hautfarbe und der kulturelle Hintergrund keinerlei Rolle mehr spielen, ist für ihn – zumindest zu diesem Zeitpunkt – schwer vorstellbar. „Wir müssen uns die Frage stellen, was es heißt schwarz zu sein und was es heißt, weiß zu sein. Es wäre eine Illusion zu sagen, dass wir alle gleich sind, denn wir sind es nicht.“ Die Wurzeln hierfür sieht er tief in der Geschichte verankert, in Zeiten, in denen schwarze Menschen ihrer Menschlichkeit beraubt wurden.

Deutlich fügt er hinzu, dass das Problem nicht unbedingt bei den afrikanischen Migranten liege. Im Gegenteil, er kenne kaum eine Bevölkerungsgruppe, die so sehr den Kontakt zu ihren neuen Mitbürgern suche. „Ich glaube, das Problem der Integration in Deutschland liegt primär bei der Aufnahmegesellschaft. Viele scheinen noch nicht dazu bereit zu sein, einen schwarzen Nachbarn oder einen schwarzen Pfarrer zu haben.“ Als Schwarzer, so seine Erfahrung, stehe man ständig unter Beobachtung. „Manchmal habe ich den Eindruck, die Menschen warten nur darauf, dass ich einen Fehler mache. Eben weil man es von einem Schwarzen nicht anders erwartet. Ich muss hier doppelt und dreifach so viel leisten, damit meine Arbeit anerkannt wird.“

Energisch fügt er hinzu: „Sprichst du kein Deutsch, bleibst du sowieso ein Fremder. Beherrscht du dagegen die Sprache nahezu perfekt, wundern sich alle, warum du so gut Deutsch sprichst. Du kommst in die Situation dich erklären zu müssen, warum du jetzt so gut sprechen kannst.“

„Wir müssen uns der Frage stellen, was es heißt, weiß zu sein und was es heißt, schwarz zu sein. Es wäre eine Illusion zu sagen, dass wir alle gleich sind, denn wir sind es nicht.“

So wird einem schnell klar gemacht, dass man dir das erst einmal nicht zugetraut hätte.“ Das Beherrschen der deutschen Sprache, betont er, sei einerseits zwar eine Grundvoraussetzung für Integration, andererseits bedeute es nicht automatisch mehr Integration.

Teilnahme und Teilhabe sind Emmanuel Kileo wichtig, deswegen engagiert er sich im Integrationsbeirat. Aus seinen Gesprächen mit anderen Migranten zieht er folgendes Fazit: „Ich denke, das Kernproblem liegt sehr nah. Wir, und damit meine ich uns Migranten oder die Deutschen mit Migrationshintergrund, nehmen in gewisser Weise schon an der deutschen Gesellschaft teil. Teilnehmen können wir bis zu einem gewissen Grad, aber Teilhabe erreichen wir bis heute nicht – Teilhabe an Macht, Sicherheit und Wohlstand, aber auch Teilhabe an gesellschaftlicher Verantwortung. Dass wir hier an der gesellschaftlichen Infrastruktur teilnehmen können, aber auch, dass wir durch unseren Beitrag an den Vorteilen dieser Strukturen teilhaben können – das wünsche ich mir.“

Obwohl Emmanuel für viele in Kaufbeuren eine Art Seelsorger und Ansprechpartner geworden ist, ist er dennoch der festen Überzeugung, dass Migranten keinen „Anwalt“ für ihre alltäglichen Angelegenheiten brauchen. „Die Zukunft der Afrikaner in Deutschland“, so schreibt er in einem Artikel, „soll nicht nur in den Händen der Politik und Wohlfahrtsverbände liegen, sondern in erster Linie von den betroffenen Bürgern selbst – Afrikanern und schwarzen Deutschen – gestaltet werden.“

„Teilnehmen können wir bis zu einem gewissen Grad, aber Teilhabe erreichen wir bis heute nicht.“

 Traum von einer Welt ohne Klischees

Emmanuel Kileo scheint ernüchtert. Zu oft fühlt er sich in der Gemeinde beobachtet. Zu oft berichten ihm afrikanische Mitbürger, mit denen er sich einmal im Monat im Gemeindehaus trifft, von den Problemen des Alltages. Doch er räumt auch ein, dass er in den letzten Jahren sehr empfindlich geworden sei und vieles vielleicht auch überinterpretiere. „Ich weiß“, fügt er hinzu, „dass selbstverständlich nicht alle Deutschen so sind. Aber mir sind in meinen Jahren hier schon viele Vorurteile begegnet.“

Der junge Pfarrer wäre jedoch kein Glaubensmann, wenn er die Hoffnung für einen gesellschaftlichen Wandel schon aufgegeben hätte. „Ich träume davon, dass wir irgendwann in unserer Welt ohne diese Klischees



„Dein Wort ist die Wahrheit“: Die Dreifaltigkeitskirche in Kaufbeuren. © DAS e.V./Maria Kind

zusammen leben können. Ich sage das, weil ich weiß, dass viele Afrikaner hier in Deutschland alles tun, um sich bestmöglich zu integrieren. Und das tue ich auch! Wir Afrikaner versuchen rauszugehen, mit unseren deutschen Mitmenschen in Kontakt zu treten und sie kennen zu lernen. Und es gibt immer mehr Deutsche, die sich auch für ihre ausländischen und neu eingebürgerten Mitbürger interessieren und engagieren.“

Trotz der vielen negativen Erfahrungen würde Emmanuel niemals die Zeit zurück drehen wollen. Die Erfahrung in Deutschland, in Europa gelebt zu haben, will er nicht missen. „Ich bin dankbar, dass ich die Möglichkeit habe, zwei Blickwinkel kennenlernen zu dürfen. In Deutschland

„Momentan fühle ich mich nicht mehr als Afrikaner, aber auch nicht als Deutscher. Mir ist, als würde ich mich am Rande der Gesellschaften bewegen.“

en und problemlosen Europas etwas zurecht rücken. Doch habe ich auch gelernt, die Entwicklungen auf meinem Heimatkontinent kritischer zu hinterfragen. Objektiv und kritisch – so gehe ich heute mit beiden Kontinenten um.“

Emmanuel ist sich sicher, dass er, wenn er in einem Jahr wieder zurück nach Tansania geht, Zeit brauchen wird, um sich in seiner alten Heimat wieder neu einzuleben. „Momentan fühle ich mich nicht mehr als Afrikaner, aber auch nicht als Deutscher. Mir ist, als würde ich mich am Rande der Gesellschaften bewegen. In der Soziologie gibt es hierfür den Begriff des *marginal man*. Ich glaube, das trifft ganz gut auf mich zu. Zurück in Tansania werden wir weder Deutsche sein noch richtige Tansanier. Wir müssen unseren eigenen Weg erkämpfen. Das sehe ich aber als Bereicherung!“

Freiheit im Kopf

Alle Erfahrungen, die er in Deutschland sammeln konnte, sind für ihn eine Bereicherung – die guten wie die schlechten. Insbesondere die hier in Deutschland gewonnene „Freiheit im Kopf“ nimmt er für sich mit zurück. Heute würde er liberaler denken und handeln. Diese Einstellung wäre insbesondere bei seinen zwei Söhnen zu spüren, die „ziemlich frech für afrikanische Kinder“ seien. Dennoch freut er sich, andere Perspektiven und Ansichten kennen gelernt zu haben. „Ich habe hier gelernt, offen für die Welt und für neue Ideen und Werte zu sein und nicht immer an meinen eigenen festzuhalten.“

Zwar schätze er auch die Effizienz und Disziplin der Deutschen, das Tempo und den Rhythmus werde er jedoch hier zurücklassen. „Zack-zack, hier muss alles schnell gemacht werden – ob es wichtig ist oder nicht. Die Menschen hier arbeiten und arbeiten und haben eigentlich kaum Zeit für sich.“ Insbesondere in den sozialen Bereichen führe dieses Streben nach Leistung oftmals in eine Sackgasse. Sei es in Liebesbeziehungen oder bei der minütlichen Abrechnung der Pflege in den Altenheimen. „Mir wird es schwer fallen, diesen Rhythmus wieder abzulegen, doch ich möchte ihn in Tansania für mich und mein Leben nicht mehr.“

Emmanuel Kileo versucht als Pfarrer und engagierter Mitbürger die Menschen zu mehr Offenheit und Akzeptanz zu bewegen. „Ich bin mir ganz sicher, viele Menschen sehen nur das, was sie bereits glauben. Durch Bilder und Geschichten versuche ich sie nicht nur über Afrika aufzuklären, sondern auch über das generelle Miteinander. Und vielleicht gelingt es mir so die ein oder anderen Vorurteile abzubauen. Dann hätte sich meine Mission in Deutschland schon gelohnt.“

„Viele Menschen sehen nur das, was sie bereits glauben.“

Wenn es der Sache dient

Für die Deutsche Post AG und die Gewerkschaft ver.di ist der aus dem Sudan stammende Archäologe Dr. Eltayeb Mohamed ein Aushängeschild der Integration. Doch was führt einen jungen promovierten Wissenschaftler, der auf einer der renommiertesten und spannendsten Ausgrabungsstätten der Welt arbeitete, in das Briefzentrum der Deutschen Post AG nach Hamburg? Hier seine Geschichte.

Von Maria Kind

„Wenn es der Sache dient“, so die knappe, leicht skeptische Antwort des Hamburgers Dr. Eltayeb Mohamed, als ich ihn um ein Interview bitte. *Wenn es der Sache dient* – es scheint das Motto des sympathisch nachdenklichen Archäologen aus dem Sudan zu sein, der seit über zwei Jahrzehnten für die Deutsche Post AG arbeitet und sich von Anbeginn im Betriebsrat und bei der Gewerkschaft für die Rechte von Migranten einsetzt.

Auf den Spuren der Geschichte

1953 wird Eltayeb Mohamed als eines von vier Kindern in Khartoum, der Hauptstadt des damals noch nicht unabhängigen Sudans, geboren. Durch die Unterstützung seiner Familie, die nach dem Tod seines Vaters die Mutter in der Erziehung der Kinder unterstützt, wird ihm ein Studium ermöglicht. Schon bald merkt der aus einer Analphabeten-Familie stammende junge Student, dass ihm insbesondere die Archäologie, speziell die Vor- und Frühgeschichte Afrikas, interessiert – nicht verwunderlich bei der faszinierenden Geschichte seines eigenen Landes.

Nach seinem Bachelor an der Universität arbeitet er einige Jahre für die staatliche Altertumsbehörde in Khartoum, die in Zusammenarbeit mit internationalen Teams Ausgrabungen durchführt. Anfang der 1980er Jahre lernt er bei einer der Ausgrabungen einen deutschen Professor aus Hamburg kennen, der schon bald auf den interessierten und begabten Studenten aufmerksam wird. Er bietet Eltayeb an, mit einem Stipendium an seine Fakultät nach Hamburg zu kommen.



Dr. Eltayeb Mohamed

Geburtsdatum: 20. September 1953
Geburtsort: Wad Ramiy / Sudan
Beruf: Angestellter Deutsche Post AG
in Deutschland seit: 1982 (mit Unterbrechung)
deutsche Staatsbürgerschaft: seit 1995
Grund für Migration: Studium

Schikane oder Chance?

Ohne lange nachzudenken, nutzt Eltayeb Mohamed die für ihn einmalige Chance und reist 1982 nach Deutschland. Dort angekommen absolviert er zunächst einen Deutschkurs am *Goethe-Institut*. Die Anerkennung seines sudanesischen Abschlusses ist jedoch schwieriger als gedacht. Insgesamt fünf Semester muss er in Deutschland wiederholen – das ganze

deutsche Hauptstudium. Diese Tatsache frustriert ihn nicht, er sieht es nicht als bürokratische Schikane, sondern vielmehr als Chance. „Für mich war es wichtig und richtig, der deutschen Sprache mächtig zu werden.“

Nirgendwo hätte ich diese besser lernen können als in meinen Lehrveranstaltungen an der Universität. Ein halbes Jahr Sprachkurs alleine hätte es mir niemals ermöglicht, meine Magisterarbeit auf Deutsch zu schreiben“, so Eltayeb heute über diese akademische Extrarunde. In nur sechs Jahren wiederholt Eltayeb das Hauptstudium, schreibt seine Magisterarbeit und schließt seine Promotion in Archäologie ab.

Sein Studium in Deutschland baut Eltayeb thematisch so auf, dass er wieder zurück in seine Heimat gehen und dort als Archäologe arbeiten kann. „Ich wollte wieder im Sudan tätig sein und mit meinem neu erworbenen Wissen meinem Land helfen“, beschreibt er seine ursprüngliche Intention. Dass es anders kommen sollte, hätte er sich nicht vorstellen können. Zurück in seiner Heimat, im Jahr 1988, sieht er aufgrund einiger bürokratischer und persönlicher Schwierigkeiten im Sudan jedoch keine Zukunft mehr für sich. Bei einem spontanen Kurzbesuch in Hamburg merkt er, wie sehr ihm Deutschland in den Jahren ans Herz gewachsen war. „Ich kannte das Land und die Mentalität der Menschen und fühlte mich hier sehr wohl. Ich beschloss, hier Fuß zu fassen.“ Nach nur einem Jahr im Sudan kehrt er nach Deutschland zurück.

Dass ein Neustart in Deutschland nicht einfach sein würde, ist ihm von Anfang an bewusst. Von Studienfreunden weiß er, wie schwer es ist, als Archäologe in einem Museum oder der Wissenschaft eine Anstellung zu finden. „Ich war schon immer Realist. Wenn tatsächlich mal eine der begehrten Stellen frei wurde, dann war mir bewusst, dass ich aufgrund der Situation auf dem Arbeitsmarkt sicherlich an letzter Stelle in Betracht käme. Und eine Familie würde ich mit meinem Traum hier in Deutschland sicherlich nicht ernähren können.“ Um nicht diesem für ihn unerreichbaren Traum hinterherzurrennen, meldet er sich umgehend arbeitssuchend



© DAS e.V./Maria Kind

und erhält kurz darauf das Angebot halbtags für die *Deutsche Post AG* zu arbeiten. Der Archäologie versucht er dennoch nebenbei verbunden zu bleiben. Er analysiert arabische Quellen, schreibt Artikel und gibt zusammen mit seinem Doktorvater ein Seminar an der Uni. Zu dieser Zeit lernt er auch seine jetzige Frau kennen. Doch nach und nach wird seine Teilzeitstelle bei der Post in eine Vollzeitstelle umgewandelt und schon bald hat er keine Zeit mehr, „nebenbei“ Wissenschaft zu betreiben.

„Miteinander!“

Obwohl es nicht sein Traumjob war – Unbehagen bereitet ihm seine Tätigkeit bei der *Deutschen Post AG* nicht. „Ich fühlte mich meinem neuen Job schnell sehr verbunden, wollte etwas bewegen und trat der Gewerkschaft bei. Das stand für mich außer Frage.“ Der auffällig anders aussehende Mitarbeiter wurde schnell gefragt, ob er sich nicht für die Rechte und Belange der Migranten im Ausländerausschuss einsetzen wollte. „Mir wurde das so zugeschustert“, lacht er, „aber bis heute bin ich mit Leib und Seele dabei.“

Was dem sudanesischen Archäologen im Postdienst zugute kommt: Sein Unternehmen beschäftigt Menschen der unterschiedlichsten Nationalitäten und ist hierfür sensibilisiert. Integration sowie der Umgang mit Ausländerfeindlichkeit und

Diskriminierung am Arbeitsplatz sind thematisch feste Bestandteile der Ausbildung. Der aufgeschlossene Umgang mit Menschen fremder Herkunft ist ein Grundsatz des international tätigen Konzerns.

Eine win-win-Situation

Täglich wird Eltayeb auf die ein oder andere Weise mit dem Thema Integration konfrontiert. Er selbst sieht es pragmatisch und zieht Parallelen zu seiner Arbeit: „Ich vergleiche Integration gerne mit der Arbeit im Betriebsrat. Da gibt es das Betriebsverfassungsgesetz, an das sich jeder halten muss. Vertrauensvolles Zusammenarbeiten ist hier das A und O. Betriebsvereinbarungen sind Vereinbarungen zwischen Betriebsrat und Vorstand, auf die sich beide Seiten durch einen Kompromiss einigen.“ Genau so sei es mit dem Thema Integration.

Seine Erzählungen machen den Anschein, als hätte Eltayeb Mohamed keinerlei Probleme gehabt, in Deutschland anzukommen und akzeptiert zu werden. Die Problemlosigkeit betont er immer wieder. Diese habe viel mit seiner Sozialisation im Sudan zu tun. „Meiner Weltoffenheit und Neugier für Neues habe ich im Laufe meines Lebens viel zu verdanken. Ich bin sowohl in der Stadt als auch auf dem Land aufgewachsen. Während meines Studiums kam ich früh in Kontakt mit sudanesischen und europäischen Wissenschaftlern. Denen fühlte ich mich genau so verbunden wie den einfachen Grabungsmitarbeitern, mit denen ich mich über ganz alltägliche Dinge unterhielt. Diese Unterschiede haben mich sehr geprägt. Ich würde mich jetzt nicht als Chamäleon bezeichnen, aber ich kann mich sehr schnell an unterschiedliche Kontexte anpassen.“

Mit dem Bewusstsein, doch recht generalisierend zu klingen, geht Eltayeb soweit zu sagen, Afrikanern zeigten generell eine hohe Bereitschaft zur Integration. Viele kämen mit dem Willen, hier auch wirklich Fuß zu fassen und in und mit der Gesellschaft zu leben. Er weiß jedoch, dass für viele die gelebte Realität am Anfang meist anders aussieht. „In Afrika sind die sozialen Bindungen sehr stark. Wenn man dann nach Deutschland kommt, ist man automatisch erst einmal alleine. Ich glaube, es ist uns angeboren, dass wir dann direkt versuchen, Kontakt aufzunehmen und uns ein soziales Netzwerk aufzubauen. Allein dieses Verhalten, das viel mit der Erziehung in Afrika zu tun hat, erleichtert die Bereitschaft, einen Schritt in Richtung Integration zu gehen.“

„Afrikaner zeigen generell eine hohe Bereitschaft zur Integration.“

Doch dieser Wunsch des Miteinanders unterschiedlicher Kulturen verlaufe im Sande, wenn nicht beide Seiten die Bereitschaft hierfür zeigten. „Integration ist für mich ein Geben und Nehmen. Es geht darum, Verschiedenheiten zusammen zu bringen – das ist im Betrieb nicht anders als in der Gesellschaft. Es erfordert Bereitschaft etwas Neues zu lernen und sich gleichzeitig von manchen alten Gewohnheiten oder Vorurteilen zu verabschieden.“ Letztendlich sei Integration eine Sache, von der alle Beteiligten nur profitieren könnten. „Integration ist eine win-win-Situation, aber hier in Deutschland wird das manchmal anders interpretiert. Das Thema bekommt zu oft einen negativen Beigeschmack.“

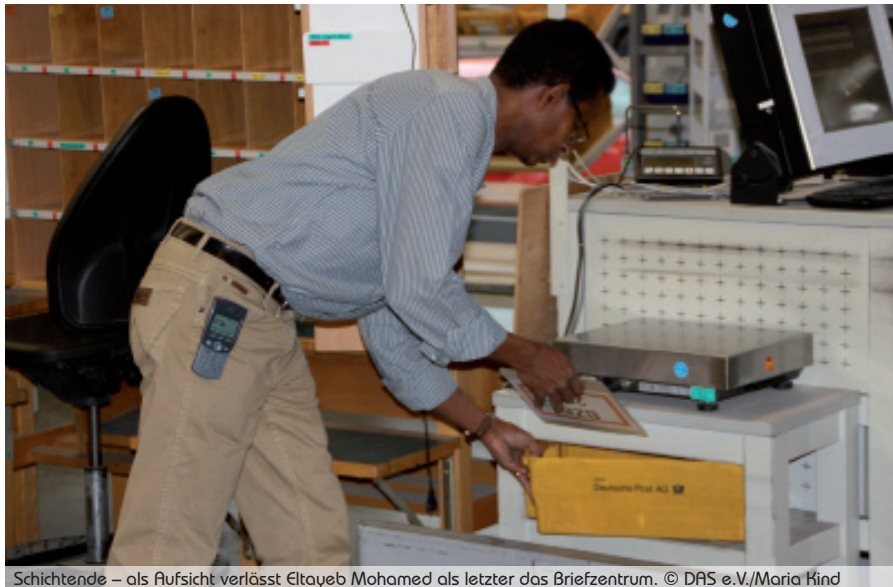
„Integration ist für mich ein Geben und Nehmen. Es geht darum, Verschiedenheiten zusammen zu bringen – das ist im Betrieb nicht anders als in der Gesellschaft.“

Integration bedürfe auch der Aufklärung – auf beiden Seiten. „Man muss sich nur die Geschichte anschauen. So auch den ‚Sonderfall‘ der Gastarbeiter aus der Türkei. Das wurde meiner Meinung nach ganz falsch angegangen, da man sie unter sich ließ und in abgeschlossenen Siedlungsräumen unterbrachte. Deutschland, und damit meine ich die Politik und die Gesellschaft, hat zu spät gehandelt. Man hätte erkennen können, dass die Leute nicht, wie ursprünglich geplant, in ihre Heimat zurück gehen, sondern dass sie hier bleiben. Dass sie sich irgendwann selbst wiederum abschotten, ist die logische Konsequenz. Viele Migranten bleiben in ihren Nischen. Aber das diente keiner Seite.“

Schrebergärten und Pünktlichkeit

Seit Neuestem hat Eltayeb Mohamed seine ganz eigene private kulturelle Nische gefunden: er ist stolzer Besitzer eines Schrebergartens. Mit Freunden schaut er im Sommer dort gerne Fußball. An die strengen Regeln, die solche Kleingärten mit sich bringen, hält er sich gerne – „Vielleicht weil ich mittlerweile ganz schön eingedeutscht bin“, fügt er lachend hinzu.

Obwohl sein Lebensmittelpunkt nun seit mehr als zwei Jahrzehnten Hamburg ist, hält er engen Kontakt in sein Heimatland. Mindestens alle zwei Jahre besucht er seine Familie in Khartoum. Wenn er zurück im Sudan ist, fühlt er sich umgehend wieder als dazugehöriger Sudanese. „Allerdings gibt es dann meist zwei Probleme: Zum einen sind einige meiner Vorstellungen aus dem Sudan, an denen ich bis heute festhalten möchte, dort mittlerweile altmodisch“, sagt er. „Der Sudan hat sich in den vergangenen Jahren gesellschaftlich stark verändert, und ich war durch



Schichtende – als Aufsicht verlässt Eltayeb Mohamed als letzter das Briefzentrum. © DAS e.V./Maria Kind

meine Abwesenheit einfach nicht Teil dieser Entwicklung.“ Zum anderen komme er mit gewissen Eigenschaften, so wie der Langsamkeit oder der Unverbindlichkeit, mit der man sich verabrede, überhaupt nicht mehr klar. „Effizienz und Pünktlichkeit habe ich in Deutschland gelernt, und ich weiß um die Vorteile dieser meiner ‚deutschen Eigenschaften‘. Dennoch versuche ich, mich dann dem Lauf der Dinge im Sudan anzupassen. Ich gehe dann einfach Kompromisse ein, so wie ich es tat, als ich nach Deutschland kam.“

Auf den ersten muss auch ein zweiter Schritt folgen

Trotz seiner generell positiven Erfahrungen in Deutschland und seinem Gefühl „recht deutschen Leben“, bleibt er aufgrund seiner Hautfarbe von rassistischen Sprüchen nicht verschont. In solchen Situationen versucht er dann, ruhig zu bleiben und besonnen zu reagieren. Das habe die stärkste Wirkung. „Wenn die Menschen dann noch merken, dass man nahezu

perfektes Deutsch spricht, sind sie umso irritierter.“

Was ihn hingegen sehr beschäftigt, sei der unterschwellige Rassismus, den es nach wie vor in der Gesellschaft gebe. „Mir ist es lieber, wenn ich weiß, dass mein Gegenüber ausländerfeindliche Züge hat. Oft geschieht es mir, dass jemand zu mir kommt und sagt ‚du bist echt in Ordnung, aber die Türken oder die Leute aus Nigeria...‘. Wenn mir jemand so offensichtlich seine Vorurteile zeigt, dann kann man sich mit ihm darüber unterhalten, kann denjenigen vielleicht sogar beeinflussen. So jemand ist mir lieber als dieser versteckte Rassismus und die unechte politische Korrektheit.“

Es sei nicht zu bestreiten, dass es in der deutschen Gesellschaft nach wie vor eine gewisse Distanz gegenüber Ausländern gebe. Diese habe viel mit fehlender Aufklärung und einer verzerrten Darstellung in den Medien zu tun. „Die Politik müsste im Schulterschluss mit den Medien versuchen, Integration positiver zu verkaufen, dann wäre man ein Stückchen weiter.“ Integration würde in Deutschland zwar immer an- aber selten zu Ende gedacht. „Seitdem ich in Deutschland lebe, diskutieren wir immer wieder die gleichen Dinge: Sprach- und Integrationskurse. Beides halte ich durchaus für das A und O erfolgreicher Integration. Man geht zwar immer einen Schritt in die richtige Richtung, wenn aber kein zweiter und dritter Schritt kommt, dann treten wir letztendlich doch wieder auf der Stelle.“ Lippenbekenntnisse hätten noch keinen weiter gebracht.

Dr. Eltayeb Mohamed lebt Integration und hofft, dass dies für die folgenden Generationen immer leichter wird. Unterschiede seien nicht das Problem. Im Gegenteil, sie seien wichtig und richtig. Doch, so sagt er schmunzelnd und lässt den Archäologen in ihm durchblicken, „haben wir alle viel mehr gemeinsam, als es manche wahrhaben wollen. Denn wir wissen doch alle, wo bewiesenermaßen die Wiege der Menschheit liegt!“

„Die Politik müsste im Schulterschluss mit den Medien versuchen, Integration positiver zu verkaufen, und dann wäre man ein Stückchen weiter.“

„Inzwischen bin ich selber so“

Oumy Sakho ist groß, schlank und schön. Ihre Welt ist bunt, aufregend und glamourös. Sie hat einen Beruf, von dem viele Mädchen in Deutschland träumen. Sie ist ein gefragtes Model, läuft schon seit Jahren für renommierte Designer und gründete sogar in Berlin ihre eigene Modelagentur.

Von Anja Schorr

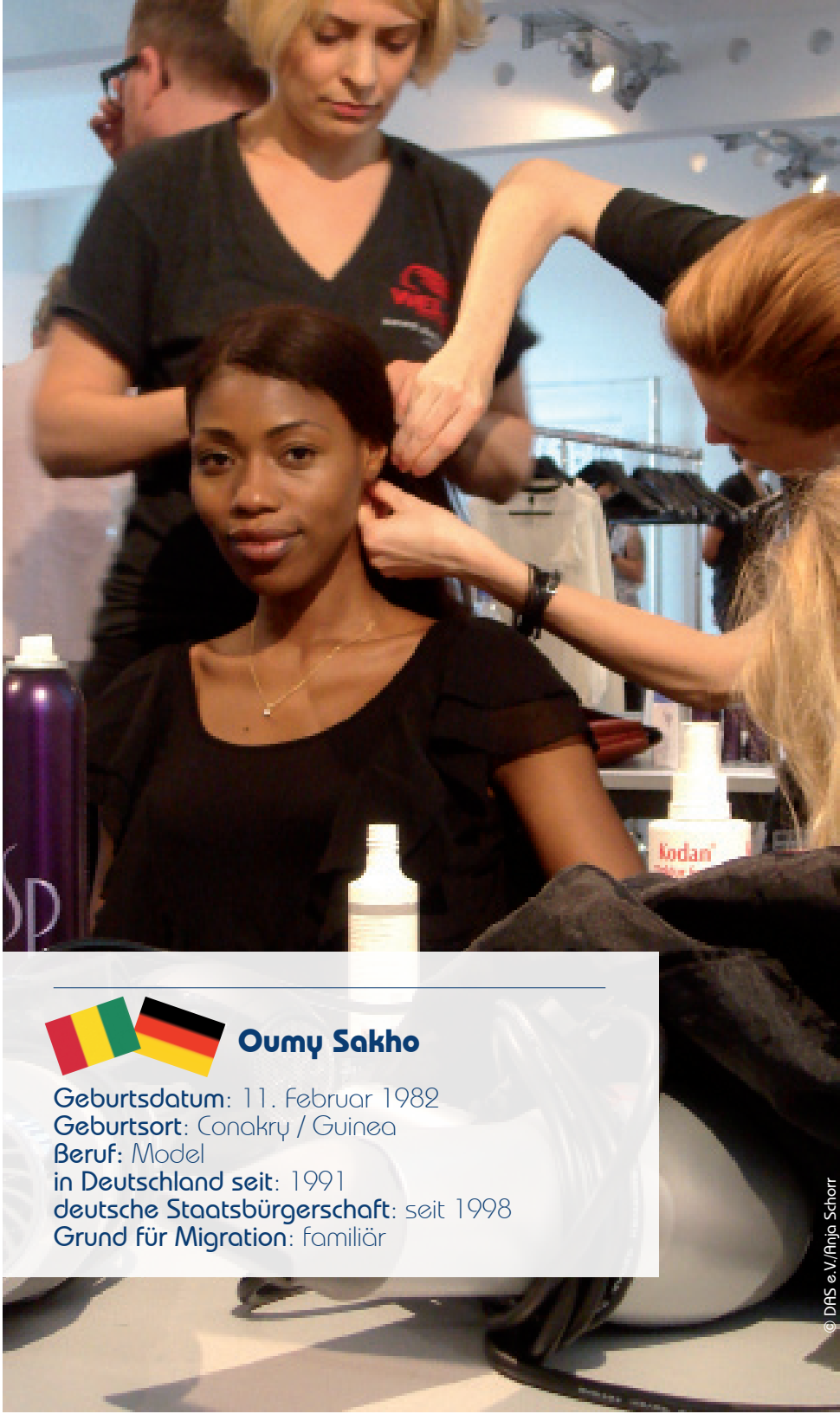
Geboren in Conakry, Guinea, kam Oumy Sakho mit neun Jahren nach Deutschland. „Meine Mutter hat einen Guineer geheiratet, der schon seit vierzig Jahren in Deutschland lebt. Deswegen sind wir nach Berlin gezogen“, erinnert sie sich. Damals konnte Oumy noch kein Wort Deutsch, musste die Sprache neu lernen. Doch schon nach sechs Monaten konnte sie gut genug Deutsch, um eine Berliner Schule zu besuchen.

Ihre Anfänge als kleines Mädchen in Deutschland sind ihr als sehr unkompliziert in Erinnerung geblieben: „Alles war neu und aufregend. Ich hatte relativ früh das Gefühl, dass Deutschland meine neue Heimat ist, da ich auch schnell Freunde gefunden habe. Die anderen Kinder waren sehr nett und aufgeschlossen mir gegenüber, obwohl ich so anders aussah.“

Vögel darf man nicht abschießen

Dass ihre Eingewöhnung so reibungslos ablief, schreibt Oumy vor allem dem Umstand zu, schon als Kind nach Deutschland gekommen zu sein. Ihrer Meinung nach ist dadurch Integration um ein Vielfaches einfacher als für Erwachsene. „Meine Mutter hatte es auf jeden Fall schwerer als ich. Als Kind geht man viel offener und unvoreingenommener auf eine noch neue Umgebung zu. Als Erwachsener ist man dafür manchmal zu stark in seiner Kultur und seiner Heimat verwurzelt. Hinzu kommt, dass man als Kind viel schneller in ein soziales Umfeld eingebunden ist und im Kindergarten und in der Schule gleich viele neue Freunde kennenlernt. Als Erwachsener

„Als Kind geht man viel offener und unvoreingenommener auf eine noch neue Umgebung zu. Als Erwachsener ist man dafür manchmal zu stark in seiner Kultur und seiner Heimat verwurzelt.“



Oumy Sakho

Geburtsdatum: 11. Februar 1982

Geburtsort: Conakry / Guinea

Beruf: Model

in Deutschland seit: 1991

deutsche Staatsbürgerschaft: seit 1998

Grund für Migration: familiär

kommt man am Anfang einfach nicht mit so vielen Leuten in Berührung, selbst wenn man arbeiten geht.“

Oumy war als Kind nie alleine, bekam von vielen Menschen Unterstützung, beispielsweise von ihrer Lehrerin in der Grundschule. Dennoch musste auch sie erst lernen, sich in einer neuen Kultur zurechtzufinden. „Ich erinnere mich daran, dass meine Mutter mich öfter auf die Unterschiede zwischen Guinea und Deutschland aufmerksam machen musste“, erinnert sie sich lachend. „In meiner Anfangszeit in Deutschland wollte ich immer Vögel mit einer Schleuder abschießen, weil wir das in Guinea immer so gemacht haben, um sie zu essen. Da hat meine Mutter mich geschimpft, und mir gesagt, dass man so etwas in Deutschland nicht macht.“

Negativ ist Oumy aufgefallen, dass Nachbarschaft in Deutschland nicht so groß geschrieben wird, wie in ihrer Heimat. Für sie war es als Kind schwierig zu begreifen, warum jeder in seiner Wohnung sitzt, ohne seine Nachbarn zu kennen, oder zu wissen, was sie machen. „Mir kam das ein bisschen so vor, wie im Gefängnis, wo jeder für sich in seiner Zelle sitzt und sich überhaupt nicht für den anderen interessiert“, sagt sie. „Gerade weil das in Guinea so anders ist, wo jeder jeden kennt. Aber vielleicht liegt das auch daran, dass Berlin so eine große Stadt ist. Und inzwischen bin ich ja selber so.“

Model oder Basketballerin?

Dass Oumy Sakho Model werden würde, hatte sie selbst nie gedacht. „Meine Freunde hatten immer zu mir gesagt, ich würde Basketballerin werden, weil ich so groß war“, lächelt sie. Doch es kam anders. Als junges Mädchen wird Oumy auf der Straße in Berlin von einer Model Agentin angesprochen, als sie gerade dabei ist, ihren kleinen Bruder zum Fußballspielen zu bringen. Zuerst noch ein bisschen scheu und ungläubig, siegt am Ende ihre Neugier. Oumy stellt sich in der Agentur vor, es werden Fotoaufnahmen von ihr gemacht und sie wird in der Modelagentur aufgenommen. Das Modeln wird zu ihrem Beruf, Oumy arbeitet für viele Designer, wird für zahlreiche Fotoshootings gebucht. Ein Traumjob?

„Als schwarzes Model haftet einem immer das Image der exotischen Schönheit an, von dem man sich einfach schwer trennen kann.“

„Das Modelleben ist hart. Gerade für schwarze Models wie mich ist es immer noch schwierig, bei wichtigen Shootings den Job zu bekommen, denn es werden meist Blondinen oder Brünette bevorzugt. Dunkelhäutige



© Toni Passig

Models werden eigentlich nur bei verrückten Shootings gebucht, wo es ein besonderes Thema wie zum Beispiel Multikulti gibt oder ganz leuchtende Farben eingesetzt werden, die auf dunkler Haut einfach stärker zur Geltung kommen. Als schwarzes Model haftet einem immer das Image der exotischen Schönheit an, von dem man sich einfach schwer trennen kann. Und das ist schon frustrierend.“

Die Tatsache, dass schwarze Models in der Modebranche immer noch unterrepräsentiert sind, schreibt sie jedoch nicht einem Rassismus der Gesellschaft zu. Es liegt ihrer Meinung nach eher daran, dass europäische Gesichtszüge einfach als Schönheitsideal gelten. Die afrikanischen Models, die diese Gesichtszüge besitzen, arbeiten in der Regel auch in Deutschland sehr erfolgreich. „Und letztendlich kommt es eben einfach auf den persönlichen Geschmack des Designers oder des Kunden an. Aber ich finde eben, dass in einer Gesellschaft, die selbst immer farbiger und bunter wird, auch mehr dunkelhäutige Models werben sollten.“

„Ich finde, dass in einer Gesellschaft, die selbst immer farbiger und bunter wird, auch mehr dunkelhäutige Models werben sollten.“

Daher gründete Oumy Sakho kurzentschlossen ihre eigene Modelagentur *Unique Personalities*, die zwar alle Model-Typen, aber in erster Linie dunkelhäutige Models vermittelt. Seitdem ist ihr Terminkalender zum Bersten voll. Ständig klingelt ihr Handy, ganz alleine managt Oumy die Aufträge für ihre Models mit großer Professionalität und großem Ehrgeiz. Nebenbei arbeitet sie selber, läuft auf der *Berlin Fashion Week*. Sie kennt die Branche, kennt wichtige Designer und Prominente und ist heute eines der bekanntesten afrikanischen Models in Deutschland.

Abseits des Laufstegs

Während sie in ihrem Beruf ständig mit ihrem exotischen Aussehen konfrontiert wird, vergisst sie in ihrem Privatleben meist, dass sie nicht in Deutschland geboren wurde. „Wenn ich mit Freunden zusammen bin, ist mir eigentlich kaum noch bewusst, dass ich eine andere Hautfarbe habe. Ich habe Freunde aller Nationalitäten, da ich durch meinen Beruf einfach mit ganz vielen verschiedenen Menschen in Kontakt komme. Ich mag Menschen generell und gehe da einfach nach Sympathie und nicht danach, ob jemand aus dem gleichen Land kommt wie ich oder genauso aussieht.“

Daher fühlt sich Oumy auch nicht zu Afrikanern mehr hingezogen als zu anderen Menschen. Das liegt wohl auch daran, dass sie sich sehr als Deutsche fühlt, da sie weit mehr Zeit in ihrem Leben in Deutschland verbracht hat als in Guinea und hier durch ihren Beruf fest integriert ist.

Man könnte denken, durch die lange Zeit in Deutschland hätte Oumy ihre Identität als Afrikanerin und den Bezug zu ihrem Heimatland verloren.

„Das ist überhaupt nicht so. Im Gegenteil. Je länger ich hier in Deutschland bin, desto mehr habe ich Heimweh nach Afrika. Es ist mir auf jeden Fall wichtig, meinen Bezug zu Afrika nicht zu verlieren.“

„Je länger ich hier in Deutschland bin, desto mehr habe ich Heimweh nach Afrika. Es ist mir auf jeden Fall wichtig, meinen Bezug zu Afrika nicht zu verlieren.“

Vor allem ihre Mutter sorgt auch während ihrer Kindheit und Jugend dafür, dass Oumy und ihre drei Geschwister ihre Wurzeln nicht vergessen. Sie versucht, mit den Kindern ihre Muttersprache zu sprechen, damit sie sie nicht verlernen. Oumy spricht fließend Französisch, die offizielle Sprache ihres Heimatlandes. Aber die afrikanische Sprache ihrer Mutter

kann sie nur ein bisschen verstehen, beim Sprechen kommen die Worte nur sehr stockend und mit einem starken Akzent.

„Meine Mutter hat sich immer geärgert, wenn sie mit mir ihre Sprache gesprochen hat und ich auf Deutsch geantwortet habe“, erinnert sich Oumy. „Sag mal, glaubst du, du bist einfach vom Himmel gefallen und hier gelandet?“, habe die Mutter dann immer gefragt. „Ihr war das wirklich ein großes Anliegen, dass wir unsere afrikanische Identität behalten.“

Immer wieder fliegt die Mutter mit den Kindern nach Guinea, um ihre afrikanische Familie zu besuchen. Für Oumy sind diese Besuche sehr wichtig, da sie die Freunde aus ihrer Kindheit wiedertreffen kann. „Mit neun ist man ja auch nicht mehr so klein, dass man gar nichts mehr kennt und alles vergessen hat. Dementsprechend habe ich auch viele schöne Erinnerungen an meine Kindheit in Guinea, die jetzt auch nicht verschwinden, nur weil ich so lange in Deutschland gelebt habe.“

Trotzdem hat ihr Leben in Deutschland das junge Model stark geprägt. Wenn sie in ihre Heimat kommt, sehen die Leute sie als Fremde an, durch die Art wie sie sich ausdrückt, wie sie sich kleidet, wie sie sich bewegt. Zudem hat sie einige Eigenschaften entwickelt, die den Deutschen zugeschrieben werden. So hat sie das Bedürfnis, von Zeit zu Zeit alleine zu sein und ihre Ruhe zu haben, ein Gefühl, das man in ihrer Heimat so nicht kennt. „Dass ich in meiner afrikanischen Heimat fremd wirke, finde ich schon traurig“, sagt Oumy nachdenklich, „dadurch bin ja eigentlich nirgendwo richtig zu Hause. Deutschland ist nicht zu hundert Prozent meine Heimat und Guinea auch nicht; ich fühle mich so ein bisschen dazwischen.“

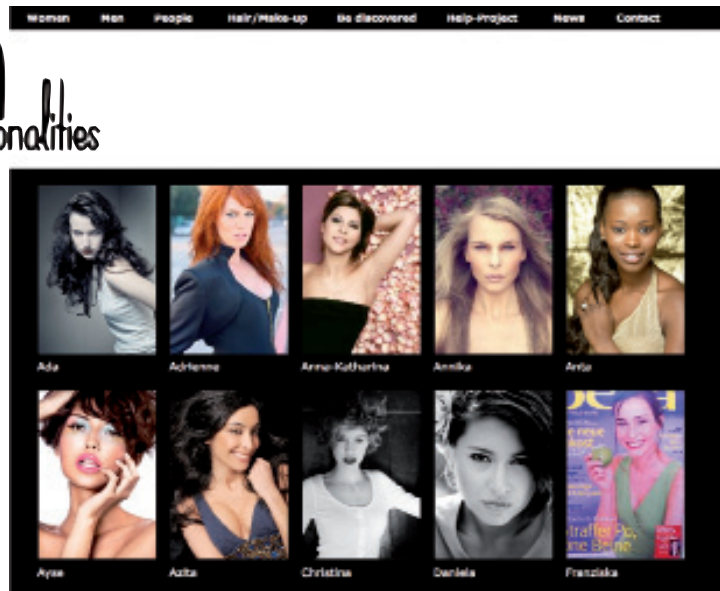
„Ich bin eigentlich nirgendwo richtig zu Hause...ich fühle mich so ein bisschen dazwischen.“

Ihr Heimweh nach Guinea ist mit der Zeit immer größer geworden. Jetzt als Erwachsene sieht sie das Land mit anderen Augen, erkennt die großen Unterschiede zu Deutschland, in positiver aber auch in negativer Hinsicht. Sie fühlt sich mit ihrem Land sehr verbunden und entschloss sich, etwas zu unternehmen, um sich für ihre Heimat einzusetzen.

Modeln für den guten Zweck

„Es ist schon irgendwie verrückt. Ich habe einen Beruf, durch den ich mich in einer völlig anderen Welt bewege als die, in der die Menschen in meiner Heimat Guinea leben. Durch meine Verbindung zu Conakry und meinen vielen Besuchen habe ich gesehen, wie schwierig das

Unique Personalities



Leben dort ist und dass gerade auch Kinder unter wirklich schlimmen Bedingungen aufwachsen müssen. Und dann ist da auf der anderen Seite die Modebranche, die glamourös und aufregend, aber auch unglaublich oberflächlich ist.“

Genau diesen Kontrast in ihrem Leben versucht Oumy durch ihr Hilfsprojekt auszugleichen und dadurch ihrem Beruf mehr Sinn zu geben, als nur gut auszusehen. Ihr zu diesem Zweck gegründeter gemeinnütziger Verein *Unique Personalities Help e.V.* hat die Förderung von benachteiligten Kindern in Afrika zum Ziel. Dabei konzentriert sich die Arbeit insbesondere auf ihr Heimatland Guinea, wo sie in Zukunft mit Spendengeldern ein Kinderdorf errichten will. Das Hilfsprojekt ist an Oumys Modelagentur geknüpft und finanziert sich auch dadurch. Konkret geht ein bestimmter Prozentsatz der Provision von Kunden und Models an das Hilfsprojekt. „Durch das Engagement mit *Unique Personalities* tun am Ende alle Beteiligten etwas Gutes.“

„Das Feedback zu meinem Projekt war wirklich toll. Meine Familie und auch meine Freunde haben mich sehr unterstützt und auch die Kun-

den meiner Agentur sind begeistert. Und es läuft auch wirklich gut, aktuell habe ich circa 130 Models in meiner Agentur, die alle einen Teil ihrer Einnahmen an mein Help-Projekt abgeben. Das ist eine tolle Möglichkeit für meine Models, ihrem Beruf etwas von seiner Oberflächlichkeit zu nehmen, indem sie durch ihre Arbeit einen wohltätigen Zweck unterstützen. Darauf bin ich schon wirklich sehr stolz.“

Im Januar diesen Jahres organisierte sie in ihrer Heimatstadt Conakry eine Castingshow. Zwei der Gewinnerinnen werden im Juli zur einer dreimonatigen Modelausbildung nach Berlin kommen. Zukünftig plant Oumy auch eine Agentur in Conakry aufzubauen, damit auch ihre deutschen Models „die Möglichkeit haben, in Guinea zu arbeiten und eine andere Kultur kennen zu lernen.“

Ein guter Kompromiss

Für Oumy ist *Unique Personalities Help e.V.* eine Möglichkeit, die Verbindung zu ihrer Heimat weiter zu festigen. Oumy plant, regelmäßig nach Afrika zu fliegen, um sich von den Fortschritten ihres Projektes zu überzeugen und auch selbst mit anzupacken. Für immer in Afrika zu bleiben, kann sie sich dennoch schwer vorstellen. „Ich würde Deutschland schon sehr vermissen, ich fühle mich ja auch in der Gesellschaft sehr wohl, auch wenn die Bürokratie manchmal schon sehr anstrengend ist. Und natürlich wird man hier auf der Straße angeschaut, aber nie in einer abfälligen Art und Weise. Im Gegenteil, ich bekomme viele Komplimente, vor allem auch von anderen Frauen. Viele haben mir auch schon gesagt, dass sie meine dunkle Haut schön finden.“

Um in Zukunft ihrer Identität zwischen ihren beiden Heimatländern gerecht zu werden, möchte sie ihre Zeit dort besser aufteilen, indem sie beispielsweise immer ein halbes Jahr in Deutschland und ein halbes Jahr in Guinea verbringt. „Denn eines von beiden aufgeben, kann und will ich nicht. Ich denke, dass ich für mich einen guten Kompromiss gefunden habe.“

„Ich fühle mich in der Gesellschaft sehr wohl, auch wenn die Bürokratie manchmal schon anstrengend ist.“

Als Exot gebucht

Jean-Camille Yakéléba hat eine beeindruckende körperliche Erscheinung. Mit dieser kokettiert er, sieht sie als sein Kapital. Allein auf sein Äußeres reduzieren lassen will sich der lebenslustige Bonner jedoch nicht. Es steckt auch viel zu viel in dem aus Kamerun stammenden Sport-Diplomwissenschaftler, der neben seiner Tätigkeit als Personal Trainer Jugendfußballmannschaften trainiert und begeisterter Sänger ist.

Von Maria Kind

Als Fünfjähriger kommt Jean-Camille Yakéléba 1982 nach Deutschland. Sein Vater, ein Diplomat, arbeitet für die kamerunische Botschaft in Bonn. In Bad Godesberg besucht er zunächst den Kindergarten und die Grundschule. Von der Realschule wechselt er auf das Friedrich-Ebert-Gymnasium in Bonn, eine Schule mit bilinguaem Zweig. Doch nicht das ist der Grund für diese Schulwahl, sondern die Hoffnung der Eltern, dass sich der sehr kontaktfreudige junge Jean-Camille auf die Schule und nicht seine sozialen Kontakte konzentriere.

Sprachgewandtheit und Stärke

„Ich bin in einer Zeit nach Deutschland gekommen, in der ich auf meiner Schule der einzige schwarze Schüler war“, erinnert sich Jean-Camille. Von Anfang an muss er sich gegen Anfeindungen und Vorurteile behaupten. Jean-Camille hat jedoch das Glück, dass er sehr schnell und nahezu perfekt die deutsche Sprache erlernt und sowieso nicht auf den Mund gefallen ist. „Deswegen konnte ich meinem Gegenüber gleich Kontra geben, wenn nötig. Und wenn Worte nicht gereicht haben“, fügt er schmunzelnd hinzu, „dann haben wir Jungs uns geprügelt. Und da war ich immer der Stärkste.“

Jean-Camille geht gerne zur Schule. Nur die Tatsache, dass er sich an die strengen Regeln des Schulsystems halten muss, damit kommt der aufgeweckte Schüler nicht zurecht. „Unserer Eltern haben uns so erzogen, dass wir immer sagen sollen, was wir denken. Und das kam nicht immer



Jean-Camille Yakéléba

Geburtsdatum: 5. Juli 1977

Geburtsort: Ndikinimeki / Kamerun

Beruf: Diplom-Sportwissenschaftler

in Deutschland seit: 1982

deutsche Staatsbürgerschaft: seit 2005

Grund für Migration: familiär

gut bei den Lehrern an“, so sagt er mit einem charmanten Lächeln. Mit gerade genug Engagement, um seine Eltern zufrieden zu stellen und von den Lehrern in Ruhe gelassen zu werden, besteht er sein Abitur.

Nach dem Abitur ist er zunächst orientierungslos. Da es ihm Spaß macht, handwerklich und an der frischen Luft zu arbeiten, entschließt er sich zunächst zu einer Ausbildung als Dachdecker. Jean-Camille merkt jedoch schon bald, dass ihm diese Tätigkeit zwar Spaß, jedoch nicht zufrieden macht – er strebt nach mehr. Von seiner Schwester kommt die Idee, aus seiner Leidenschaft, dem Sport, einen Beruf zu machen. „Ich wollte nichts anfangen, von dem ich wusste, dass ich es nicht durchhalte. Viele studieren hier einfach um Student zu sein. Bei Sport war ich mir sicher, dass ich das durchziehen würde. Ich war so dankbar, dass meine Eltern mich trotz meiner zweijährigen Orientierungsphase zwischen Abitur und Studium so unterstützt haben. Selbstverständlich ist das nicht. Und da wollte ich sie auch stolz machen.“ Jean-Camille absolviert zunächst ein Praktikum in einem Verein für Behindertensport. Parallel bewirbt er sich an der Kölner Sporthochschule zum Studium und besteht – trotz starker Knieprobleme – den Eignungstest.

Seit seinem erfolgreichen Diplom arbeitet Jean-Camille als Personal Trainer. Selbstständig und in einer Festanstellung, um ein sicheres Standbein zu haben. Auch trainiert er Jugendliche im Fußball, ein Engagement bei dem er mit „Leib und Seele“ dabei ist. Darauf, dass man ihn als Diplomatsportwissenschaftler bezeichnet, legt er viel wert. „Fast jeder kann sich heute Personal Trainer nennen, aber nur die wenigsten haben einen akademischen Grad“, sagt er selbstbewusst.

Johnny oder Jean-Camille

Jean-Camille besticht mit seinem charmanten Lächeln, seiner Offenheit und Natürlichkeit. Als Kind haben ihm seine verbale Schlagfertigkeit und die körperliche Überlegenheit vor Mobbing durch Gleichaltrige ge-

„Wir leben hier in einer Ellbogengesellschaft und jeder muss sehen, wie weit er auf andere Menschen zugeht, ohne sich dabei selbst zu vergessen – ob man Ausländer ist oder nicht.“

schützt – vielmehr noch, es brachte ihm Respekt bei seinen Mitschülern ein, obwohl er „so anders“ war. Ein guter Freund verpasst Jean-Camille in der Schule den sich bis heute hartnäckig haltenden Spitznamen „Johnny“. So ganz glücklich scheint der Bonner jedoch nicht mit diesem Namen. „Johnny ist eher eine Rolle, in die ich ab und zu schlüpfte. Johnny ist immer lustig und



Jean-Camille im Trainersbereich des Hilton Hotels Bonn © DAS e.V. / Maria Kind

gut drauf – mit dem kann man auf den Putz hauen.“ Johnny kommt zu spät zu Vorlesungen und legt auf den Partys die besten Tanz-Moves auf das Parkett – auch damit punktet er bei seinen Altersgenossen. „Jean-Camille“ sei dagegen ruhiger und ausgeglichener, „allein vom Klang her“. Das sei viel mehr er selbst.

Obwohl er durch seine Kontaktfreude schnell Menschen kennenlernt, merkt Jean-Camille, dass er oftmals derjenige ist, der am meisten in die Freundschaften investiert. „Gutmütigkeit wird leider oft schamlos ausgenutzt. Wir leben hier in einer Ellbogengesellschaft und jeder muss sehen, wie weit er auf andere Menschen zugeht, ohne sich dabei selbst zu vergessen – ob man Ausländer ist oder nicht“, sagt er nachdenklich. Als Kind hatten jedoch auch kulturelle Unterschiede zunächst einen Einfluss auf seine Freundschaften. „Ich habe ein traumatisches Erlebnis, was Kindergeburtstage angeht“, erzählt er lachend. „In Kamerun beschenkt das Geburtstagskind seine Freunde, die mit ihm feiern. Das ist also andersrum als hier in Deutschland. Und als ich auf meinem ersten Kindergeburtstag in Deutschland auftauchte, war natürlich die erste Frage,

wo das Geschenk sei. Ich hatte natürlich keines dabei. Zu allen weiteren Geburtstagen wurde ich dann immer eingeladen, da mein Vater ab diesem Zeitpunkt immer die teuersten Geschenke kaufte.“

Heute trennt Jean-Camille seine Freunde in „schwarze und weiße Homies“. Er spricht fließend Deutsch, Französisch und Englisch, mit fast allen seinen Freunden jedoch ausschließlich Deutsch. „Manchmal kann man die irritierten Blicke der Deutschen sehen, wenn sie eine Gruppe Schwarzafrikaner sehen, die alle fließend Deutsch sprechen“, erzählt er. „Ab und zu machen wir uns dann einen Spaß draus und fangen plötzlich an, eine Phantasiesprache mit vielen Klick-Lauten zu erfinden.“

„Ich will ein Schokobaby mit dir!“

Seine große Kontaktfreude und Offenheit kommen ihm auch in seinem Job zu Gute. Er hat ein „bewegtes Interesse an den Menschen“. So, wie er es für sich selbst wünscht, will er seinen Gegenüber als Individuum mit allen Stärken und Schwächen akzeptieren. „Mir ist es sehr wichtig, jeden Menschen wertzuschätzen. Ich lasse die Menschen so sein, wie sie sind. Das mache ich auch in meinem Beruf.“

Aber nicht nur aufgrund seiner Art wird er gerne von Kunden gebucht.

„Einige meiner Kunden haben sich für mich entschieden, da ich für sie ein Exot bin. Solange sie mich in unserer weiteren Interaktion nicht darauf reduzieren, geht das für mich in Ordnung.“ In gewisser Weise nutzt Jean-Camille diese „Exotik“ für sich. Seine Firma nennt er *KAN DJOH Dynamics*, wobei Kan Djoh ein Wort aus der „Tunen“- Sprache des Banenvolkes in Kamerun ist und bedeutet, dass man die eigenen psychischen und

physischen Fähigkeiten durch stetiges Lernen und regelmäßiges Üben erweitert.

Vorurteile, ob positiv oder negativ, sieht Jean-Camille als etwas Menschliches an. Sie trafen jeden, egal welcher Herkunft. Vorurteile seien so lange nicht schlimm, so lange man in der Lage sei, umzuschwenken und zu schauen, wer wirklich vor einem steht. Hierbei trennt Jean-Camille klar zwischen Rassismus und Unwissenheit. „Ich habe durch all meine Erfahrungen die Sensibilität dafür, ob mich jemand ‚Neger‘ nennt, weil er mich angreifen will oder weil er es einfach nicht besser weiß. Ich kann niemandem böse sein, der die Sache nicht anders gelernt hat.“ Doch

wenn man den Vorurteilen nicht entgegen wirken und sie widerlegen könne, so Jean-Camille, dann kämen Probleme auf.

Obwohl er weiß, dass viele Menschen ihn aufgrund seiner Hautfarbe vorurteilsbehaftet entgegneten, eckt er nur selten mit Leuten an. Im Gegenteil, Menschen, so Jean-Camille, seien meist positiv überrascht, wenn sie ihn näher kennenlernen. „Wenn ich merke, dass mich jemand kritisch beäugt, dann versuche ich, umso offener auf die Menschen zuzugehen. Meist reicht auch schon mein Kölscher Dialekt aus, um ihnen den Wind aus den Segeln zu nehmen“, sagt er lachend. „Die meisten reagieren dann auch freundlich, weil sie sich nicht eingestehen wollen – hey, eigentlich hatte ich etwas gegen dich, weil du anders bist!“ Gerne würde er sagen, dass die Eigenschaften, die man oftmals Afrikanern zuschreibt, bloße Vorurteile seien, doch einige von ihnen bedient er durchaus – insbesondere die als „positiv“ wahrgenommenen: „Ich habe Rhythmus im Blut, singe gut und bin sportlich“, sagt er. „Das ist aber wirklich Zufall!“

Aufgrund seiner Hautfarbe und seines Körperbaus kann Jean-Camille auch beim weiblichen Geschlecht oft punkten. „Eine Freundin sagte mir immer wieder, sie würde so gerne Schokobabys mit mir haben. Das war mir zu platt. Ich will aufgrund meiner Person und nicht meines äußeren Erscheinungsbildes wertgeschätzt werden!“ So „nett“ vieler solcher Aussagen auch gemeint seien, für Jean-Camille sind sie oftmals unangenehm. Er weiß jedoch auch, dass einige Schwarze diese positive Diskriminierung auch ausnutzen und sich drauf einlassen. „Und so wird für einige das Klischee des afrikanischen Lover-Boys schon wieder bestätigt.“

Wurzeln bieten Orientierung

Seit einigen Jahren ist Jean-Camille mit einer Deutschen verheiratet. Sie haben zwei Kinder. Er möchte auch erst einmal in Deutschland bleiben. Insbesondere im weltoffenen Rheinland fühlt er sich wohl – einen Großteil seines Lebens hat er hier verbracht. Nicht zuletzt aufgrund seiner Ehe mit einer Deutschen fühlt er sich gut in die Gesellschaft integriert. Afrikaner, so Jean-Camille, würden sich generell relativ leicht integrieren, da sie meist offen und locker mit neuen Situationen umgehen können. „Ich habe den

„Wenn ich merke, dass mich jemand kritisch beäugt, dann versuche ich umso offener auf die Menschen zuzugehen. Meist reicht auch schon mein kölscher Dialekt aus, um ihnen den Wind aus den Segeln zu nehmen.“



© DAS e.V./Maria Hind

Eindruck, dass es insbesondere Afrikanern leicht fällt, neue Dinge anzunehmen und zu akzeptieren. Ich weiß nicht, ob das zu weit hergeholt ist, aber vielleicht spielt hier auch der Glaube eine Rolle. In Kamerun leben Muslime und Christen meist friedlich zusammen und akzeptieren sich. Wertschätzung der Unterschiede wird in Kamerun sehr groß geschrieben – so etwas prägt.“

Selbstverständlich sei es unbedingt notwendig, dass Migranten die Sprache beherrschen, viel wichtiger sei jedoch die Offenheit aller Beteiligten. Offenheit bedeute auch, dass die Menschen sich nicht bloß anpassen müssen, sondern auch ihr eigenes „Dasein“, ihre Kultur miteinbringen dürfen. „Natürlich plädiere ich für gesellschaftliche Integration. Anders ist ein Zusammenleben nicht möglich. Auch muss man sich in gewisse

„Man kann nicht von jemandem verlangen, etwas aufzugeben, wenn er nicht dabei etwas neues ‚Erfüllendes‘ bekommt.“

Sozialstrukturen einordnen. Aber seine eigene Kultur kann man nicht aufgeben“, so Jean-Camille nachdenklich. „Man kann einem Raucher auch nicht einfach die Zigarette wegnehmen. Er braucht einen Ersatz. Genauso sehe ich es mit Integration. Man kann nicht

von jemandem verlangen, etwas aufzugeben, wenn er nicht dafür etwas neues ‚Erfüllendes‘ bekommt!“

Wie sehr Jean-Camille noch an seinen kamerunischen Wurzeln hängt, bemerkt er, als er schließlich die deutsche Staatsbürgerschaft annimmt. „Eigentlich dachte ich immer, mein kamerunischer Pass sei nur ein Stück Papier. Doch als ich meinen kamerunischen Pass abgab, um den deutschen zu erhalten, war das mental schwieriger als gedacht“, erzählt er. „Die Geste zeigte mir, dass ich mich von meinen Wurzeln entfernte. Und das ist eine Sache, die Integration auch so spannend macht. Viele können gar nicht nachvollziehen, was ein solcher Schritt bedeutet.“

Heute sieht er sich selbst als Kosmopolit – er sei da zu Hause wo ihn das Leben hinführe. Nachgefragt spezifiziert er und sagt, er fühle sich sowohl in Deutschland als auch in seinem Geburtsland Kamerun zu Hause. „Zuhause ist für mich da, wo ich sein kann, wie ich wirklich bin. Dort, wo ich von Menschen umgeben bin, die mir ehrlich gegenüber treten.“

„Zuhause ist für mich da, wo ich sein kann, wie ich wirklich bin. Dort, wo ich von Menschen umgeben bin, die mir ehrlich gegenüber treten.“

„Politik hat immer mit Wertschätzung zu tun“

Ehrlichkeit und ein Gegenübertreten auf Augenhöhe – das erwartet Jean-Camille auch von der Politik. „Die Außenpolitik eines Landes sagt immer viel über die Wertschätzung seiner bilateralen Partner aus“, so Jean-Camille.

„Von deutschen Politikern würde ich mir wünschen, dass sie aufhören so zu handeln, als sei Deutschland Afrika etwas schuldig. Fangt an so zu agieren, wie ihr es ehrlich meint! Da ist beiden Seiten am besten geholfen und die Grenzen sind klar gesteckt. Dieses herum Navigieren und die Lippenbekenntnisse bringen keinen weiter.“ Vor allem liege es in der Verantwortung der Politik, Integration zu leben und zu lehren.

Jean-Camille selbst versucht durch seine Interaktion mit den Menschen Integration zu leben und vorzuleben. Doch auch er weiß, dass ein Einzelner allein nur wenig bewirken kann. „Ich nehme mir die Kraft für Dinge, bei denen ich weiß, dass ich sie ändern kann“, sagt er und fügt mit einem Augenzwinkern hinzu: „Manches ist einfach Energieverschwendung und das kann ich mir als Sportler nicht leisten.“



Dr. Asfa-Wossen Asserate, Prinz aus dem äthiopischen Kaiserhaus. © privat

„Es sind die Werte!“

Von Dr. Asfa-Wossen Prinz Asserate

1968 kam ich zum ersten Mal nach Deutschland, um hier nach vollendeter Abiturprüfung in der deutschen Schule in Addis Abeba, meine Studien in Deutschland zu beginnen. Ich kam nach Tübingen und fand ein Deutschland in Aufruhr, ein Deutschland, das zu neuen Ufern startete, und ein Deutschland, das sich mitten in einer kulturellen und politischen Umwälzung befand. Dieses Deutschland sollte meine zweite Heimat werden.

Was ist eigentlich Heimat? Das ist, so glaube ich, die große Frage. In erster Linie: *Ubi libertas ibi patria* – dort, wo die Freiheit ist, da ist die Heimat. Aber nicht nur. Dazu gehören auch das Hineintauchen in die Geschichte und die Kultur eines Gastlandes, das sich Identifizieren mit den Gepflogenheiten, mit den Menschen und ihren Eigenarten. Und

das sich dabei Wohlfühlen. Die Akzeptanz und die Kleinigkeiten, wie die Kulinarik, spielen eine entscheidende Rolle, um dieses Heimatgefühl zu bekommen. Es gibt wirklich wenige Menschen, die problemlos eine zweite Heimat gefunden haben, wie es bei mir der Fall war. Ich gehöre zu diesen wenigen privilegierten Menschen mit Migrationshintergrund, die zwei entscheidende Faktoren für die Integration mit sich brachten. Erstens die Sprache. Ich musste sie nicht mehr erlernen, weil ich schon sehr gut Deutsch sprach und mein Abitur an der deutschen Schule erlangt hatte. Zweitens schließlich eine Grundkenntnis über Kultur, Sitten und Bräuche der Deutschen. Dass ich beides bereits mitbrachte, war ein Privileg, das Hunderttausende von Migranten nicht haben.

Was kann man erwarten?

Kann man dennoch beides früher oder später von Zuwanderern erwarten? Ich denke ja! Erwarten kann man vor allem wohl die bedingungslose Akzeptanz der Gesetze, der Kultur, der Sitten und Bräuche des Gastlandes – ohne gleichzeitig die eigene kulturelle Identität aufzugeben. Erwartbar ist auch das Erlernen der Sprache. Vielleicht ist das sogar das Allerwichtigste, was man bei Zuwanderern als Forderung stellen muss. Vom Gastland selbst wiederum erwarte ich in erster Linie den Willen, sämtliche Vorurteile gegenüber Menschen mit anderem kulturellen Hintergrund aufzugeben und ihnen auch die Möglichkeit zu geben, die deutsche Sprache zu erlernen. Diese Möglichkeiten gab es bis vor Kurzem sogar in den Asylbewerberheimen, was ich für so immanent wichtig halte. Das ist der erste Schritt zur Integration, aber ich höre, dass nicht in allen Asylbewerberheimen heute kostenlos Deutschunterricht gegeben wird. Das muss wirklich wiederhergestellt werden – als vielleicht größte Brücke zur Integration.

Dann muss natürlich die Öffnung der Wohnungs- und Arbeitsmärkte in Deutschland folgen. Auch das ist eine ganz große Voraussetzung – der Wille, die Immigranten auf dem Arbeitsmarkt zu akzeptieren und ihnen auch anständige Wohnstätten zu ermöglichen, damit einem nicht passiert, was wir immer befürchten: Die Errichtung von Ghettos und dadurch das Entstehen der so genannten Parallel-Gesellschaften.

Zur gelungenen Integration gehört auch die Akzeptanz und der Respekt gegenüber der Religion der Zuwanderer. Und hier wurde Deutsch-

„Erwarten kann man vor allem wohl die bedingungslose Akzeptanz der Gesetze, der Kultur, der Sitten und Bräuche des Gastlandes – ohne gleichzeitig die eigene kulturelle Identität aufzugeben.“

land ab den 50ern und Anfang der 60er Jahre und dem Ankommen von Gastarbeitern auch aus nicht-europäischen Gebieten mit etwas konfrontiert, was es bis dahin kaum kannte. Griechen und Italiener gehörten ja zum gemeinsamen europäischen kulturellen Raum, es gab natürlich ein paar Unterschiede, aber man wusste dennoch, dass man mehr oder weniger dieselben Werte teilte. Vor allem mit dem Eintreffen der Türken, die auf einmal eine ganz andere Religion und eine ganz andere kulturelle Identität als die Europäer hatten, änderte sich einiges.

Wider dem Kampf der Kulturen

Als großer Verfechter des interkulturellen Dialogs versuche ich ganz schlicht und einfach, eine Gegenthese zu Huntingtons „Kampf der Kulturen“ aufzustellen. Und ich versuche, meine deutschen Mitbürger davon zu überzeugen, dass Huntington sich geirrt hat. Das soll heißen, dass Kulturen nicht per se dazu prädestiniert sind, sich zu bekämpfen, sondern im Grunde genommen da sind, um sich wechselseitig zu ergänzen und zu befruchten.

„Kulturen sind nicht per se dazu prädestiniert, sich zu bekämpfen, sondern im Grunde genommen sind sie da, um sich wechselseitig zu ergänzen und zu befruchten.“

Damit diese Gegenthese ankommt, bedarf es in erster Linie der Überwindung von Angst und der Bereitschaft, den Anderen als einen Menschen zu betrachten, der zwar eine andere Kultur hat, aber mit dem man doch sehr viele Gemeinsamkeiten teilen kann. Wenn wir vom Islam reden, der durchaus eine der größten Herausforderungen des 21. Jahrhunderts ist, nicht nur in Europa sondern vielleicht auf der Welt, dann sollte man auch einmal über den religiösen Aspekt nachdenken.

So sollte man einfach verstehen, dass die Vertreter der drei abrahamitischen Religionen – des Judentums, des Christentums und des Islam – letzten Endes alle auf den Knien denselben Gott anbeten. Das muss man den Menschen beibringen und ihnen zeigen, dass diese drei großen Weltreligionen viel mehr Gemeinsamkeiten als Trennendes haben. Ich bin der Meinung, dass aber immer wieder das Trennende in den Vordergrund gestellt wird und nicht das, was uns alle verbindet.

Das Zeichen einer erfolgreichen Integration wäre – am Beispiel Europas – das Besinnen auf die Gemeinsamkeit der Buchreligion. Hier in Europa spielt das religiöse Element nicht mehr die größte Rolle, es gibt eine Trennung von Staat und Kirche. Ich empfinde das als eine der größten Errungenschaften der Aufklärung. Es ist ein Bestandteil der

europäischen Zivilisation und der europäischen Identität und etwas, wofür die Europäer sehr hart und sehr lange gekämpft haben. Daran darf und will auch keiner rütteln, aber das bedeutet nicht, dass die Trennung von Staat und Kirche die Eliminierung der Religion aus unserer Gesellschaft bedeuten muss. Lasst uns also auch religiöse Themen in den Vordergrund stellen, denn nur so kommen wir überhaupt zu einem Dialog! Im 20. Jahrhundert wurde versucht zu sagen, wenn die Religion eliminiert würde, dann gäbe es kein Problem mehr mit den Muslimen und den Juden. Wie falsch war das! Das hat uns das 20. Jahrhundert gezeigt und jetzt, im 21. Jahrhundert, ist die Religion überhaupt das wichtigste Thema, was wir zu behandeln haben.

„Lasst uns auch religiöse Themen in der Vordergrund stellen, denn nur so kommen wir überhaupt zu einem Dialog.“

Denn egal, ob sie in Harvard, in Berlin oder in London studiert haben, viele moderne islamische Menschen suchen immer mehr ihre religiösen Wurzeln. Es gibt für sie nichts auf der Welt, was nichts mit Religion zu tun hat – wie sie sich anziehen, was sie essen, mit wem sie Umgang pflegen. Da kann man doch nicht einfach sagen: „Ich kann dich nur akzeptieren, wenn du die Religion vollkommen aufgibst und in einer laizistischen Welt lebst.“

Man darf keine Angst haben, dabei unsere eigene kulturelle und religiöse Identität in den Vordergrund zu stellen, denn nur dann kann man wirklich in einen Dialog eintreten: „Komm und rede mit mir als Christ! Dann habe ich eine Gemeinsamkeit mit dir! Dann kann ich dich wenigstens verstehen! Dann kannst du mich verstehen!“ Aber das haben wir bislang meiner Ansicht nach nicht getan. Zum „christlich-islamischen Dialog“ haben wir zu oft Menschen geschickt, die von Religion keine Ahnung hatten beziehungsweise die sagten: „Du redest die ganze Zeit von Religion! Schau mich mal an: Ich bin seit 40 Jahren aus der Kirche ausgetreten!“ Glauben wir, dass wir Muslimen näher kommen, wenn wir so mit ihnen reden? Wir vergessen dabei immer, dass für den Muslim wir Christen und die Juden zwar Gegner sein mögen, aber ehrbare Gegner, weil jeder Muslim weiß, dass wir die Kinder des Buches sind, die in ihrer Religion eine besondere Stellung haben. Aber ein Mensch ohne Religion, es tut mir sehr leid, ist für einen Muslim kein Mensch, sondern ein Tier. Das ist ja das Problem, das wir in unserer laizistischen Welt endlich kapieren müssen. Natürlich bedeutet das nicht, dass Nichtgläubige keine Ethik besitzen – sie sind nur nicht für den abrahamitischen Dialog ungeeignet.

Auf drei Hügeln

Das ist nicht nur ein Problem der Deutschen, sondern der Europäer. Europäer müssen sich zuerst einmal mit ihrer eigenen Zivilisation und ihrer eigenen kulturellen Identität befassen. Der großartige erste deutsche Bundespräsident Theodor Heuss hat uns alles vorgemacht. Als er gefragt wurde, was eigentlich die europäische Zivilisation sei, hat er geantwortet: „Die europäische Zivilisation ruht auf drei Hügeln: Auf der Akropolis, auf dem Kapitol und auf Golgota – griechische Philosophie, römisches Recht und christlicher Glaube.“

Zentraler Bestandteil von Integration ist die Akzeptanz, dass es universelle Werte gibt. Natürlich gibt es universelle Werte. Aber darüber muss auch gesprochen werden, denn natürlich gibt es auch große Probleme in den Vereinten Nationen mit der Definition genau jener universellen Werte. Auf der einen Seite redet die ganze Welt über Menschenrechte und es gibt kaum ein Land, das die Allgemeine Deklaration der Menschenrechte von 1948 nicht unterschrieben hat, aber

„Wir reden zwar über Werte und Menschenrechte, aber wir sind uns nicht einig worauf diese basieren sollen.“

viele afrikanische Regierungen fangen jetzt schon an zu sagen: „1948 waren wir überhaupt nicht mit dabei. Das habt ihr uns aufoktroziert!“ Die Chinesen sagen, die Deklaration der Menschenrechte sei eurozentrisch. Wir reden zwar immer über Werte und Menschenrechte, aber wir sind uns nicht einig worauf diese basieren sollen. Da besteht ein Bedarf für Neuordnung oder eine Neudefinition.

Wir müssen Werte definieren und uns auch mit dem Islam klar machen, dass es jenseits der Religion gewisse Worte und Werte gibt, die in allen Kulturen und Zivilisationen Bestand haben – zum Beispiel das Wort „Anstand“. Es gibt kein Land der Welt, das dieses Wort nicht kennt. „Höflichkeit“ ist ein anderes Wort, das es überall gibt. Die zehn Gebote sind in allen drei Religionen hundertprozentig akzeptiert. Deshalb habe ich vorhin gesagt: Lasst uns an die gemeinsamen Werte appellieren beziehungsweise an die gemeinsamen kulturellen und religiösen Werte, die wir vertreten.

Integration fördern, Migration eindämmen?

Was macht eine erfolgreiche Integration aus, wann ist Integration misslungen? Ein Positivum ist sicher die wachsende Zahl von Mitbürgern mit



Prinz Asserate bei einer Lesung von „Draußen nur Kännchen“ in der Konrad-Adenauer-Stiftung. © DAS e.V.

Migrationshintergrund, die in der Politik Fuß fassen konnten – zum Beispiel Herr Ebathy, Herr Özdemir oder auch Frau Eskandari-Grünberg und die in diesem Buch vorgestellte Dr. Sylvie Nantcha und Elombo Bolayela. Seien es Film und Theater oder andere gesellschaftliche Bereiche, es gibt viele große Leute, die wirklich vollkommen integriert sind und in der deutschen Gesellschaft eine sehr große Rolle spielen. Dabei ist der Sport nicht zu vergessen. Wie viele afrikanische und asiatische Mitspieler gibt es denn in den verschiedenen großen Fußballvereinen? Das sind Zeichen einer gelungenen Integration, auf die wir auch stolz sein und die wir auch immer wieder mal erwähnen sollten. Auf der anderen Seite möchte ich aber auch nicht verleugnen, dass es immer noch Parallelgesellschaften in Deutschland gibt. Diese müssen wir in einer gewissen Art und Weise noch auflösen und sie mit in die große multikulturelle Gesellschaft, die schon lange eine Realität in Deutschland ist, einbeziehen.

„Es gibt viele große Leute, die wirklich vollkommen integriert sind und in der deutschen Gesellschaft eine sehr große Rolle spielen.“

Integration geht Migration voraus – und ich muss sagen, dass ich überzeugt bin: Wenn Deutschland eine bessere Integration möchte, muss es

in erster Linie die Migration eindämmen. Auf der anderen Seite heißt Migration eindämmen, sich die Frage zu stellen: Wer sind denn überhaupt die größten Produzenten von Migration auf dieser Welt? Und die Antwort wird heißen: Afrikanische Gewaltherrscher. Diktatoren, die mit deutschem und europäischem Steuergeld alimentiert werden.

Europäer reden ständig über Migrationsprobleme, und die Gefahren sind tatsächlich da. Also dass eines Tages – ich will kein Horrorszenario kreieren – wir morgens um sieben Uhr aufstehen und im Deutschlandfunk hören: „Soeben erreicht uns der Bericht aus Gibraltar, dass sieben Millionen Afrikaner auf dem Weg nach Europa sind und sagen: Schmeißt die Atombombe auf uns, wenn ihr wollt, denn, wenn ihr uns nach Hause schickt, sind wir eh tot, weil wir nichts mehr zu essen haben.“ Diese Gefahr sehe ich durchaus, wenn wir nichts unternehmen und wenn die europäischen Staaten ihre Außenpolitik gegenüber Afrika nicht verändern. Das bedeutet die vollkommene Aufgabe der bestehenden, so genannten „Realpolitik“.

Was bedeutet denn Realpolitik? Das bedeutet nichts anderes als: Du kannst der größte Gewaltherrscher und der größte Unterdrücker auf Gottes Erden sein, solange du an der Macht bist, kommen wir Europäer auf Knien und beten dich an. Und wehe dir, wenn du nicht mehr an der Macht bist. Wir haben es doch demonstriert gesehen! Wann war das letzte große Treffen zwischen europäischen und afrikanischen Staatsoberhäuptern? Ende 2010 in Tripolis! Sechs Monate später war Gaddafi nicht mehr an der Macht und alle Europäer wollten daran beteiligt gewesen sein.

Die Zustände in Afrika sind es, die Jahr für Jahr Migranten dazu bringen, nach Europa zu kommen. Welcher Mensch will denn sein

„Die Zustände in Afrika sind es, die Jahr für Jahr Migranten dazu bringen, nach Europa zu kommen.“

Geburtsland wirklich verlassen, wenn es nicht sein muss? Also lasst uns unser Menschenmögliches tun, damit diese Menschen in ihren eigenen Ländern nicht ein reiches aber ein menschenwürdiges Dasein führen können! Wir brauchen eine gemeinsame europäische Afrikapolitik! Und wenn wir dann sagen: Es tut uns leid, unsere Steuerzahler und unsere europäischen Bürger wollen nicht, dass wir Afrikaner unterstützen, die dauernd ihr eigenes Volk unterdrücken, dann, glauben Sie mir, wird die Zeit der Diktaturen in Afrika gezählt sein. Die Europäer sollen nicht dauernd Angst haben und sagen, das sei Neokolonialismus. Die Weltgemeinschaft – denn wir sind eine Welt – braucht Werte und wir unterstützen die Menschen, die unsere Werte teilen.

Das ist es, was für mich die komplette Thematik Migration und Integration auf einen Punkt bringt: Es sind die Werte!



**Draußen nur Kännchen.
Meine deutschen Fundstücke**

Asfa-Wossen Asserate

Scherz, 2011

ISBN 978 3 50215 157 9

Wie ein äthiopischer Prinz lernte, sich mit deutschem Filterkaffee zu arrangieren.

Dr. Asfa-Wossen Asserate, Prinz aus dem äthiopischen Kaiserhaus, zeichnet ein Porträt seiner deutschen Wahlheimat, ihrer Bewohner und ihrer Eigenheiten ganz persönlich und aus vielen überraschenden Blickwinkeln, in unterhaltsamen Anekdoten und Ausflügen in die Geschichte. Seine Sichtweise ist keineswegs unkritisch, aber immer wohlwollend. Mit Nachsicht blickt er auf unsere Schwächen, stolz unterstreicht er Stärken, und aus jeder Zeile spricht seine Zuneigung zu diesem Land, das er in der Zeit seines Exils kennen und schätzen gelernt hat. „Draußen nur Kännchen“ ist eine Hommage an Deutschland aus der Sicht eines „Zugereisten“, der hier Wurzeln geschlagen hat. (Scherz Verlag)

Auch als Hörbuch erhältlich.



Kalungas Kind Wie die DDR mein Leben rettete

Stefanie-Lahya Aukongo
Rowohlt Verlag, 2009
ISBN 978 3 499 62500 8

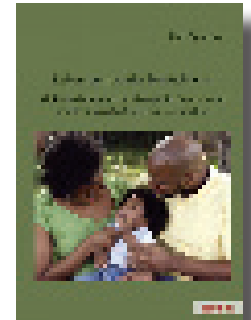
1978, Ostberlin: Ein kleines Mädchen kommt zur Welt – schwer verletzt. Ihre Mutter wurde in den Bürgerkriegswirren Namibias angeschossen und im Zuge einer staatlichen „Solidaritätsaktion“ in die DDR ausgeflogen. Eine Berliner Familie nimmt das behinderte Kind in ihre Obhut und pflegt es liebevoll. Aber nach einem Jahr endet die staatliche Solidarität: Stefanie muss zusammen mit ihrer Mutter zurück nach Afrika – in den Bürgerkrieg. Doch ihre Pflegefamilie weiß: Sie wird dort nicht überleben – und beginnt sich gegen den Staatsapparat aufzulehnen, um sie ein zweites Mal zu retten. (Rowohlt Verlag)

„Es gibt die Theorie von meinen sieben Leben. Das klingt wie das Los einer Katze. Aber die Erzählungen der sieben Gelegenheiten, bei denen ich nicht gestorben bin, versöhnen mich damit, dass all das nicht spurlos an meinem Körper vorübergegangen ist.“ (Stefanie-Lahya Aukongo)

Lebensperspektive Deutschland

Rolf Benndorf
Tectum Verlag, 2008
ISBN 978 3 8288 9784 7

Mit umfangreichen, vielfach erstmals ausgewerteten Quellen belegt Rolf Benndorf in seiner empirischen Bestandsaufnahme, inwieweit Afrikaner versuchen sich in die Gesellschaft zu integrieren und wie kühl die deutsche Gesellschaft Migranten afrikanischer Herkunft gegenübersteht. (Militzke Verlag)



Migranten in der deutschen Politik

Marvin Oppong (Hrsg.)
VS Verlag, 2011
ISBN 978 3 531 17057 2

In diesem Sammelband befassen sich 18 Politiker, Migrantenvertreter, Aktivisten und Autoren mit der Rolle von Menschen mit Migrationshintergrund in der Politik der Bundesrepublik. Die Themen der Beiträge reichen dabei vom Verhältnis zwischen Deutschen und Migranten über die Rolle der Medien bis zu Identitätsfragen und der Teilhabe junger Menschen mit Migrationshintergrund. (VS Verlag)



Potenziale der Migration zwischen Afrika und Deutschland

Bundesamt für Migration und Flüchtlinge, 2011
ISBN 978 3 9812115 7 3

Der Band beleuchtet zentrale Aspekte der Migration zwischen Afrika und Deutschland und verbindet aktuelle Diskussionsstränge der Migrations- und Integrationsforschung als auch der Entwicklungsforschung miteinander. Die Beiträge in diesem Sammelband analysieren positive und negative Effekte der Migration sowohl für Deutschland als auch für die afrikanischen Herkunftsländer. (BMF)





Schlüpf doch mal in meine Haut

Heike Schneider

Militzke, 2011

ISBN 978 3 86189 843 6

„Schlüpf doch mal in meine Haut“ bietet auch der „anderen Seite“ an, in die aktuelle Diskussion einzusteigen. Hier kommen deutsche Studenten, Diplomauffrauen, Rechtsanwältinnen, Übersetzerinnen, Psychoanalytiker etc. mit nigerianischen, vietnamesischen und anderen Wurzeln zu Wort und berichten in acht hochspannenden, reflektierten Interviews über Ihre Erfahrungen mit ganz „normalem“ Rassismus im deutschen Alltag, über Selbst- und Fremdbilder. (Militzke Verlag)



Der Weg

Narcisse Djakam

Integritude, 2011

ISBN

Das Buch „Der Weg“ schildert in unterhaltsamer Dialogform die unterschiedlichen Erlebnisse und Sichtweisen zweier afrikanischer Migranten in Deutschland. Beide erzählen ihre ganz eigene Integrationsgeschichte und stellen dabei fest, wie stark ihre Erfahrungen voneinander abweichen. Während Modou sich in Deutschland bereits sehr gut eingelebt hat und sich in seiner Umgebung wohlfühlt, ist Kokoumbo mit seiner Situation unzufrieden und fühlt sich ausgegrenzt.